UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Wilhelm von Scholz / Gesammelte Werke

Der Bodensee

S3688

Wilhelm von Scholz

Gesammelte Werke

Erster Band der vermischten Schriften

Germany

1921

177863.
3.2.23.

Georg Müller Verlag München

Wilhelm von Scholz

Der Bodensee

1921

Georg Müller Verlag München

Copyright 1921 by Georg Müller Verlag Akt.-Ges., München

Die Landschaft des Bodensees erhält ihren Charakter durch ihre Vielfältigkeit. Die breite Wasserfläche vereint dem Blick und dem Gefühl Gegensätze und landschaftliche Abstufungen, die in einer Gegend ohne Strom oder See für den unmittelbaren Eindruck nie zu einem Ganzen, zu einer beziehungsreichen Einheit zusammenwirken würden. Fünf Staaten teilen sich in die Ufer. In Herrschaftsgrenzen ist, auch ohne Sprachtrennung, fast immer ein Rest landschaftlicher, völkischer, kultureller Unterschiede erhalten. Das nahe Aneinanderstoßen so vieler, politisch geschiedener Gebiete ist hier Ausdruck für manche natürlichen und gewordenen Gegensätze.

Das Großherzogtum Baden tritt im Nordwesten mit den letzten Ausläufern des Schwarzwaldes, den burggekrönten Kuppen des Hegau, heran. Fruchtbar und weit lagert sich nördlich die schwäbisch-bayrische Hochebene, den breiteren württembergischen und den schmäleren bayrischen Uferanteil umfassend. Die wellige Bildung des bayrischen Gebiets, letzte Ausläufer des Algäus, führt schon ins Österreichische über, das den See östlich mit tausend Meter hohen Bergen begrenzt, die hart, nur schmalen Raum für Straße und Schienenweg lassend, an die gerundete Bucht treten.

Die ganze Südseite des Sees gehört der Schweiz. Von dem breiten, flachen, sonnigen Rheintal, an dessen Westseite die Appenzeller und St. Galler Berge rasch steil emporsteigen, bis in die Gegend des alten Städtchens Stein, wo

der Rhein endgültig den See verläßt, ragen über niedrigere Uferhügelzüge, mit denen die vorgeschobene Schweizer Hochebene sich zum See herabsenkt, die schneebedeckten Häupter der Alpen, vor allem des nahen Säntisgebirges, recht zu deren Füßen der Bodensee gelagert ist.

Der Wanderer, der diese Gegend durchstreift, kann, von derselben Ferne umgeben, im Ringe desselben groß um ihn gespannten Horizontes, weit vor und rückwärts seinen Weg überschauend, aus der idyllischen deutschen Landschaft, von den Hügeln und Talgründen aufsteigen bis in das felsige Schneegebirge, das leuchtend immer über seinem Wege stand, dunkle Wälder überstrahlte oder sich im klaren See spiegelte. Er kann am flachen Wiesenufer, unter Obstbäumen gelagert, rasten im Schwäbischen, kann in den waldigen Sandsteinfelsen von Bodman und Sipplingen durch kühle Tobel steigen und an Ruinenmauern lehnend seinen Blick die zur Ferne aufsteigenden Buchtenufer des Überlingersees entlang gleiten lassen, der an die Schönheiten des Genfer Sees erinnert. Er kann in dem breiten Rheinried am Untersee, wenn der Abend über dem Hegau brennt, den ganzen Zauber der Ebene genießen: leichte, niedrige Nebel hasten über den Weg, und wie Rauch, den der Wind verwehen wird, stehen die nahen Pappeln und die fernen Schlösser, Kirchen, Gehöfte über der weiten gleichhohen Linie von Wasser und Erde. Er kann sonnige Inseln umwandern, deren Gestade mannshohes Schilf umrauscht, und im Tal des Rheins, der bei Konstanz den Obersee verläßt, und westlicher, wo sich der Untersee zwischen bewaldeten hohen Ufern langsam endgültig verengt und Strom wird, dem klaren ziel- und sehnsuchtsvollen Zuge in die Ferne folgen, den alle wandernde Flut, wie den Wasserwind, über sich führt. —

Er kann mit einem Blick, in einem großen Zusammenhang, viele Tage des Wanderns umspannen, sein Auge vermag aus der farbigen, verschwimmenden Ferne, aus den Lichtflecken und Schattenstrichen des Umkreises, den er durchzog, ein Bild wie das eines alten deutschen Meisters zu schaffen: groß umfassend, aber belebt mit buntem Kleingefüge, welches das Auge der Erinnerung scharf und genau zeichnend überall hineinsieht. Städte und Dörfer, Berg- und Seeschlösser, Sichttürme, Häfen und Kirchen, Fabrikschornsteine und glänzende Eisenbahnschienen tauchen ringsum in Nähe und Ferne, oft nur als Punkte und Streifen, auf. Sie geben der Landschaft, die sie lebendig erfüllen, menschlichen und kulturellen Reichtum.

Vorüber ist zwar die Zeit, da hier das Herz der Tat schlug, da hier Machtmittelpunkte waren, selbständige Fürsten- und Bischofssitze, befestigte Stadtburgen, Reichsstädte mit eigener Gerichtshoheit, entscheidende Stätten deutschen Handels; die Zeit, in der die einzelnen Gaue noch starke Besonderheiten und Eigengeist hatten. Die Entwicklung hat allmählich ringsum gleichmachend gewirkt, es ist alles Provinz geworden. Die Schwerpunkte des Gegenwartslebens sind dabei längst wenigen großen Zentren zugerückt. Die Bodenseelandschaft liegt heute nur noch an der Peripherie der Länder, die an ihr teilhaben. Alles geschichtlich Große ist in diesem Lande nur Erinnerung.

Aber das Größte, das allgemeine Leben, das mit der stillen, ruhenden Landschaft unlöslich verbunden ist, das uns als der ewig gleiche Grund erscheint, über den die Jahrhunderte spurengrabend hinzogen, als der Stoff, aus dem die Geschichte bildete, das ist nicht erloschen. Selbst in die Einsamkeit eines rot dämmernden Abends auf einer der schwei-

genden Aussichtshöhen des Überlingersees hält die Natur den Kreis des Lebens empor: Herdrauch, der aus Häusern und Hütten steigt; ein schnelles Gefährt auf der Uferstraße; schwarze Fischerboote auf der glänzenden, von Windstrichen überhauchten Fläche, die weit drüben ein Dampfer teilt; Rebenarbeiter, die am Abhang des Weinbergs niedersteigen; spielende Kinder, heimkehrende Schnitter; Dämmerungsläuten, das in den Lüften über dem See verschwebt.

Konstanz

Abend über dem See. Schon ist die östliche Weite, in der unbewegt und ganz langsam zergehend noch Rauch unseres Dampfers über dem rauhwelligen Wasser steht, in kühles, dunkelndes Graublau getaucht, in das der frühe Mond mit eben beginnendem Licht hineinschaut. Der Westen, dem wir zufahren, ist noch hell. Tiefes, sattes Rot liegt über den Kuppen des Hegau, dem breiten Rücken des Schienerberges, den hohen Ufern des Rheins. Langsam wächst, flach sich über dem Wasser erhebend, die dunkle Silhouette einer Stadt in das verglühende Abendlicht, schiebt sich empor über die ferneren Berge und steht jetzt, ein schwarzer Streifen, zwischen dem erlöschenden Himmel und seinem von Booten durchfurchten und zerstörten Widerschein in der Bucht. Eine im Wasser zitternde und bewegte Lichterkette erleuchtet das Stadtschattenbild. Seine große Kontur — breitgezogene Dächerlinien, verstreute Turmspitzen, darüber der aufragende Münsterturm mit mächtigen Schultern und durchbrochener Spitze — löst sich eben bei unserem Näherkommen in wuchtige, raumhafte Gebilde auf, die sich hier dunkel vorschieben, dort tief zurücksinken. Noch einen Blick nach rechts, wo die flachen Bogen der Rheinbrücke den leuchtenden Fluß überspannen, dann fahren wir in den Hafen der alten Bischofsstadt Konstanz ein. Geschäftiges Treiben empfängt uns, das ganze bunte Hafenleben, das um diese Stunde herrscht, da die letzten Abendschiffe kommen und ausfahren. Vom nahen Stadt-

garten am See herüber klingen abgerissene Stücke der Musik hinein in das Zischen des Dampfes, das Schlagen der Räder, das Sausen der Dynamomaschinen, welche die elektrische Lichtkraft für die Dampfer erzeugen, und in das Lachen und Gelärm am erleuchteten Hafen-Kai. Jetzt fährt ein Zug in die nahe Bahnhofshalle. Und dunkel über all das flüchtige Treiben ragt das erste Wahrzeichen des alten Konstanz, das mächtige lastende Giebeldach des Kaufhauses, dessen ehemaligen Wassermauern die Hafenanlage durch Aufschütten des Seegrundes vorgeschoben worden ist. Einst schlug die Welle an seinen Grundbau, und die beladenen Frachtkähne landeten dicht an seinem breiten spitzbogigen Tor.

* * *

Hier in der Bucht sind vermutlich die ältesten menschlichen Ansiedelungen am See gewesen. Urwald umgab mit weiten Morästen den See. Undurchdringliche Nebel, wie wir sie jetzt nur im Spätherbst und Winter kennen, mögen damals, in der feuchten Dumpfheit der ungebrochenen dunstigen Wälder, die meisten Tage des Jahres über Land und Wasser gelagert haben. Rauhe Leute, Jäger und Fischfänger, hausten um die Seeufer. Zum Schutz vor Feinden und wilden Tieren bauten sie ihre Wohnstätten über das Wasser. Mächtige Pfosten rammten sie in die schlammigen Sumpfgestade, und aus Blockholz zimmerten sie roh und ungefüge ihre Hütten über ein auf die Pfähle gelagertes Gebälk. Wir wissen wenig von ihrem Leben. Nicht mehr, als was ihr Gerät und Gezäh kündet, wovon mancherlei Reste heute noch im Konstanzer Rosgartenmuseum aufbewahrt sind: Stücke von Pfosten, Boottrümmer, Stein-

handwerkzeug, Nadeln, Töpfe, rauhes Gespinst, Knochenangeln und anderes Fischfanggerät.

Es ist das besondere Glück süddeutschen Landes, daß die Römer bis hierher drangen, ihre Kultur brachten und dennoch nicht ganz festen Fuß fassen konnten. So sind sie diesem Lande nur Gewinn gewesen, haben Leben erweckt, ohne ihm die fertige romanische Form ganz aufprägen zu können. Sie betraten diese äußersten Grenzgebiete erst zur Zeit ihrer höchsten Machtentfaltung, als langsam schon der Niedergang des römischen Kaiserreichs einsetzte, der zuerst natürlich die vorgeschobensten Stellungen schwächen und widerstandslos machen mußte. Schon um etwa 400 singt der römische Dichter Sidonius Apollinaris:

„Und aus den Fluten des Rheins, Alemanne, du trotziger, trankst du,
stehend auf Römergestad, und warst auf beiden Gefilden
Bürger jetzt und Sieger jetztund — —"

In den Grenzkriegen, die schließlich mit der Vertreibung der Römer endeten, ist Konstanz, die heute bedeutendste Stadt des Bodensees, als ein römisches Kastell gegründet worden, wahrscheinlich im vierten Jahrhundert von Konstantin Chlorus oder seinem Sohne Konstantin dem Großen; beide haben im Rheingebiet mit den Alemannen Fehde geführt. Die Seenge zwischen Ober- und Untersee, an deren südlichem Ufer das Kastell angelegt wurde, war ein strategisch besonders ausgezeichneter Stützpunkt, der sich zudem leicht mit den Standlagern in Arbon und Bregenz verbinden und an die großen Straßenzüge anschließen ließ. Zweimal, im sechzehnten Jahrhundert, als der Grund für den Kreuzlinger Turm gelegt wurde, und im siebzehnten, als der schwedische General Horn sich auf der Kreuzlinger Seite der Stadt mit Belagerungsgräben näherte, ist man

auf die mächtigen Überreste des Römerkastells gestoßen: weite Schwibbögen einer großen nord-südwärts führenden Brücke, von der sich auf die damalige Breite des Rheins schließen läßt, gewaltige Substruktionen und Mauerstöcke. Noch heute findet man im linksrheinischen Ried, unterhalb der Stadt, in dem sogenannten Paradies, Überbleibsel einer Erdverschanzung, ein Stück bewachsenen Walls am Rhein, der jedenfalls einst die Wasserstraße beherrscht hat. —
Sonst bewahrt Konstanz nur im Namen noch eine Erinnerung an die Römerzeit. Der bauliche Charakter der Stadt wurde im Mittelalter geschaffen. In sechs Erweiterungen hat sie sich von der Niederburg am Rhein, dem ältesten Stadtteil, immer wieder die einengenden Mauern sprengend, nach Süden und Westen halbkreisförmig ausgedehnt. Dabei hat sich in der Grundrißlage der Straßenzüge, Plätze und Gassen der Charakter dieses langsamen Gewachsen- und Geworden-Seins deutlich erhalten.

* * *

Ein nächtlicher Gang durch die Stadt. Längst verstummte der Hafenlärm. Die Straßen sind leer. Der Mond ist hoch heraufgekommen, läßt Giebel, Erkerdächer und Katzentreppen aufleuchten und umhüllt die im Dunkel schlafenden Gebäude mit leisem duftigem Schimmer, in dem alle Schatten noch tiefer, versinkender werden.
Nacht und Mondlicht sind Baumeister. Sie bauen mit großen, wuchtigen Massen, legen fühlbare tragende Fundamente in alle Schatten, aus denen sie die Steingebilde körperhaft-kantig aufragen lassen. Sie nehmen das Spiel der Stile vom Stein, wie einen Flittertand, den hastige Menschenhände diesem ältesten, schweigenden Schöpfungsgenossen in wechselnden Jahrhundertmoden aufprägten. Er

fällt ab und bröckelt herunter, daß der Stein überall wieder hervortritt, wie er in den Gebirgen oder in dunkler Erde war: nichts als Stein. Nun stehen ganze Straßenzüge in Einheit, in derselben einfachen, großen Gestaltung: tragender und ruhender Stein.

Der Schritt hallt hart auf dem holperigen Pflaster und bricht sich an dunklen, tür- und fensterlos in den Blick des Mondes tauchenden Wänden. Jetzt wandert drüben unsichtbar tappender Echoschritt langsam mit. Der nachklappende Weggenosse ist willkommen auf dem schweigenden Gang.

Das ist die Stadt der starken streitbaren Bischöfe, der städtischen Herrengeschlechter und der aufrührerischen Zünfte; die Stadt der Kaisereinzüge, der Reichstage und Konzile; die mittelalterliche Reichsstadt, in deren Nächten oft Pest, schwarzer Tod, Judenmord und Hungersnot schritten, oder verheerende Brände, von Dach zu Dach über die engen Gassen springend, ganze Quartiere in Schutt und Asche legten.

Ein altes Tor, über dem sich ein Turm aufbaut, und ein Stück Stadtmauer. Einst war es um diese nächtliche Stunde verschlossen und ein Wächter hauste oben unter der Uhr. Es ist das Schnetztor. Hier ritten die Bischöfe ein, über die Hochstraße von Emmishofen her. Zur Erinnerung an den ersten Bischof, der dieses Weges in seine Residenz gezogen war.

In den Fenstern eines Erkers leuchtet hinter bemalten Scheiben ein stilles Licht. Sitzt wohl der Stadtschreiber dort noch über die Chronik gebeugt?

Ein hohes Giebelhaus tritt ganz heraus ins Mondlicht. Der Aufzugbalken, an dem Rolle und Strick befestigt sind, ragt weit vor und wirft einen scharfen Schatten auf die

erleuchtete schmale Hauswand. Hier sind zu der Zeit, da die „tela di Constanza" weltberühmt war, Hunderte von Leinwandballen hinaufgerollt worden in den gegiebelten Speicher. Wie eine Burg in der Burg, ein alter Patriziersitz, der Lanzenhof; über eine Gasse gebaut, die durch den breiten Torweg hindurchführt, fest ummauert, mit Türmchen und Zinnen, von dunklen Baumwipfeln umschattet. Die Gartenmauer biegt mit einer Nische, aus der ein Heiligenbild herabzublicken scheint, zur Katzgasse um: über dem Gewirr der niedrigen Dächer steigt groß der Münsterturm in den fahldunklen Himmel. Aus einer noch spät geöffneten Schenke klingt Lachen und Würfelklappern. Vorüber.

Langsam löst sich die Münsterkirche aus den sie umdrängenden Häusern. Auch ihr Fuß ist jetzt frei. Nur hinten am Chor, im Dunkel von Bäumen, lehnen sich eine kleinere Kirche und niedrige Klostergebäude an das ehemals bischöfliche Gotteshaus.

Wieder dunkle enge Gassen, die hinabführen zum Rhein. Da stehen zwei Türme am Fluß: der eine war ehemals Brückenkopf. Hier führte, an ein paar im Strom liegenden Mühlen vorbei, die holzgedeckte Brücke in die Stadt. Jetzt steht man unter dem Tor in einer Loggia über dem Rhein. Wellengeplätscher; schwere Kähne, schwankend an ihren Pfählen; drüben über dem Wasser die im Nachtwind bewegten silbernen Weiden; und flußaufwärts, hart an der Bucht des Sees, die dunklen Bogen der neuen Brücke, über die jetzt ein heller Nachtzug eisenklirrend hereindonnert.

Und wieder Stille. Die Stadt sinkt zurück in Schlaf. Der einsame Schritt, der noch auf den Gassen wach ist, verhallt in ihren Jahrhunderte alten Traum.

* * *

Ein Nachmittag auf der Insel. Die „Insel" hat an allem Erleben der Stadt und Gegend teilgehabt, von den Zeiten der Pfahlbauern an. Und auch der große sommerliche Fremdenverkehr, der heute für Konstanz besonders kennzeichnend ist, hat hier seinen Hauptsitz. Hier halten die großen, verstaubten Reise-Kraftwagen — ein Stück der Poesie unserer Tage, wie es die Posten für die Zeit unserer Voreltern waren. Hier wohnt die große internationale Welt, wie man sie in den Sommermonaten täglich auf den kleinen Rheindampfern oder auf dem direkten Vormittags-Schiff Konstanz-Bregenz sieht.

Hohe Terrasse am See. Meerartig weit ist die lichte verschwimmende Ferne. Weiße Wolken liegen über dem Horizont. Ein Boot des Ruderklubs schießt, vielfüßig wie die Wasserspinne über die Fläche schnellend, vorüber. Ein paar Gondeln tauchen drüben bei der vorgeschobenen Landzunge mit dem Dampfersteg, von dem eben das Läuten der Schiffsglocke herüberhallt, als Punkte auf und kommen langsam, wachsend, heran. Unten an der Terrassenmauer, die hier von der beginnenden Strömung dem Rheinausfluß zu umspült wird, landet das Kraftboot des Hotels mit Gästen, die lachend die wellenbespritzte Treppe heraufsteigen. Hohe, mit breiten blauen Streifen gezeichnete, weichgerundete Segel großer Frachtkähne ziehen sonnenbeleuchtet in die Ferne. Ein blendendweißer Vergnügungssegler überholt sie am zweiten der Signalpfähle, mit denen die Dampferlinie abgesteckt ist, um den kreischende Möven fliegen. Langsam folgt den flüchtigen Segeln ein Schlepper mit zwei Trajektschiffen, sich mühsam aus dem Hafen herausarbeitend. — Ein fröhlich in allen europäischen Sprachen plauderndes Publikum sitzt an den Tischen der Terrasse,

Wein und Kaffee trinkend und den goldenen Nachmittag genießend.

Das ist das Heut. Aber diese Insel hat viele Zeitenwandlungen gesehen! Als die Pfahlbauerhütten verschwunden waren, lag hier ein Teil der römischen Befestigung, und Legionäre standen an ihren Ufern auf Wache. — Dann ward die Insel Sitz der ersten christlichen Bischöfe von Konstanz. Sie sah buntbewegte kaiserliche Feste. — Brüder vom Orden des heiligen Dominikus erbauten auf der Insel ihr Kloster; sie halfen in dunkler Zeit das Licht geistiger Bildung für die kommenden Generationen fristen. Einer der großen Mystiker des Mittelalters, Heinrich Suso, war Bruder dieses Klosters. Rechts vom einstigen Chor der Kirche, des heutigen schönen Speisesaals, lag die heimliche Kapelle, in der dieser seltsame Träumer seine Visionen erlebte. Oft mag er hier im Gärtchen am See oder in dem stillen Kreuzgang sinnend gewandelt sein! Oft sehnsüchtig in die lösende Ferne ausgeschaut haben, dieser heilig leidende In-sich-Blicker! Er war ein später Abkömmling der ritterlichen Minnesänger, die in der großen Blütezeit deutscher Sangeskunst ringsum auf den Burgen saßen. Der Minne galt auch dieses ritterlichen Mönches Gesang. Aber sie hat sich in ihm zur Idee gewandelt, die er unter geistigen Schauern erlebt. Er will Gott lieben; die Liebe zum Weltall, zu allen Geschöpfen, zu Himmel und Erde feiert sein beschwingtes Wort.

Auch die wilde Zeit des großen Konzils, da die Stadt Kaiser und Papst, Kirchenfürsten und niedere Geistlichkeit, Prinzen, Ritter und ihr Gefolge, Schreiber, Köche, Reitknechte, Gaukler und Dirnen, an zehntausend Fremde, vier Jahre lang in ihren Mauern beherbergte, hat in dem stillen

Kloster Spuren hinterlassen. Noch steht der Turm, in dessen Kellerverlies Johannes Hus gefangen gehalten wurde. Und einer der gelehrtesten Männer des Konzils, der Grieche Emanuel Chrysoloras, liegt auf der Insel begraben. Aeneas Sylvius soll ihm die Grabschrift verfaßt haben, die mit den Versen schließt:

„Wo der Tod uns ereilt, wiegt nichts. Überall auf der Erde
ist der Himmel gleich weit und der Ort der ewigen Strafen!"

Zur Zeit der siegenden Reformation war in den Klostermauern ein Pestspital. — Als die Schweden Konstanz belagerten, donnerten hier die Geschütze. — Joseph II. schenkte die Insel im achtzehnten Jahrhundert der protestantischen Genfer Kolonie. Da errichteten die Brüder Macaire hier eine Indienne-Fabrik.

An Chidher, den ewig Jungen, müssen wir denken, wenn wir jetzt, vor den historischen Fresken des Kreuzganges, die Wandlungen dieses kleinen Stück Landes wie im Fluge an uns vorüberziehen lassen.

* * *

Nun in die Gondel und hinausgerudert in den leuchtenden Nachmittag! Die Schaufel des Ruders gräbt Trichter in den Glanz des leichtbewegten Wassers. Noch schwebt der Schatten des Bootes auf dem steinigen Grund, der durch die grüne Tiefe heraufleuchtet. Hier, weiter draußen, steigt ein moosbewachsener Pfahl langsam ins Sichtbare empor, von ganzen Zügen kleiner Fische umschwommen, bis fast an den Wasserspiegel.

Sonnig liegt die grünende Bucht. Auf der badischen Seite die schöne Platanenallee der Seestraße, dann Villen und

Schlößchen mit umschilften Uferterrassen, vor denen die vielfarbigen Gondeln sich an ihren Pfählen schaukeln. Am Schweizer Gestade weiß schimmernde Landhäuschen, wehende Pappeln, Obstbaumwiesen.

Weiter hinaus! Die Bucht weicht zurück und öffnet sich, das Land tritt auseinander. Das Nordufer des Überlingersees mit Meersburgs breitglänzenden Mauern wird duftigverschwommen, in Sonne getaucht, sichtbar. Es ist eine Lust zu rudern. In uferlose Weiten fliegt das Boot.

Jetzt halt! und hoch die Ruder! Sie triefen; die Tropfen rinnen herab bis an den Griff. — Frei geht der Blick zurück in die Konstanzer Bucht, hinaus in das weite Becken des Obersees und in den jetzt in seiner ganzen Breite geöffneten Überlingersee, aus dem die Schloßinsel Mainau grüßt. Geballte weiße Sommerwolken stehen getürmt ringsum über den hellen Ufern, unbeweglich; sie drängen sich im überfüllten Spiegel des Sees, der zu wachsen und sich zu heben scheint. Still und licht ist die Weite. Kreise umzittern das Boot, die Ruderschaufeln sind allmählich wieder in die Flut gesunken. Grundlose Wassertiefe trägt stundenlang die reglose, in Traum getauchte Gondel.

Mit dem Rauschen des Abendwindes erwachen alte Seesagen; von dem Manne, dessen Wiege ein Nachen war, und der hier, in der Nähe des wellenumbrausten Eichhornes, wieder in einem Schiffe starb, zurückgekehrt, müde und dankbar ruhend auf der Flut, die ihn in seiner ersten Stunde getragen; vom heiligen Othmar, den Mönche durch den Sturm ruderten, im Schein von Kerzen, deren stilles strahlendes Licht kein Wind verlöschen, ja nur erzittern machen konnte.

Dunkle Rückfahrt. Und dann im Mondschein ein rasches Bad. Schwer und unwillig teilt sich die den Leib umschlingende schwarze, tiefe, leicht überglitzerte Flut dem rudernden Arm, der hinausstrebt in die mondschimmernde wellenzitternde Weite.

Gespräch über Baukunst

Ich mußte meinem Gast, dem Architekten, mit dem ich die Straßen von Konstanz durchwandert hatte, recht geben, als er das Ergebnis unseres schweigend prüfenden, nur hier und da von gegenseitigen Hinweisen begleiteten Rundgangs so zusammenfaßte:

„Mir ist wieder deutlich geworden, daß man durch Bauen mehr alte architektonische Schönheit vernichtet, als durch Einreißen. Ich glaube fast, daß das Stadtbild heute noch weher täte, wenn jener beschränkte bauliche Aufklärungsgeist im neunzehnten Jahrhundert nicht so viel freigelegt, so viel Altes abgerissen hätte, wie etwa die meisten der in ihren Maßen schönen, freilich wohl auch überschätzten, alten Tortürme und Befestigungsreste. Das Stadtganze wäre dann zwar ein vollständiger mittelalterlich-romantischer Bühnenprospekt, aber noch uneinheitlicher und zerrissener als heute, wo das provinzmäßig Modische in allen Abstufungen von langweiliger Nüchternheit bis zur Häßlichkeit die breite Fülle bedeutet."

„In der wir uns immerhin auf ein paar bedrängte ästhetische Inseln retten konnten."

„Gewiß. Das gerade will ich sagen. Es ist vielleicht besser so. Die übriggebliebenen schönen Einzelheiten kämpfen nicht mehr vergeblich um Anschluß an ein Ganzes. Sie haben das fühlbar aufgegeben, sie stehen gänzlich für sich, und man genießt sie wieder verhältnismäßig so ungestört, wie wenn sie ein einheitlicher reiner Zusammenhang trüge."

„Sie haben es leichter, von dem Stadtbild, das Ihnen neu ist, einen abgewogenen Eindruck entstehen zu lassen, als ich. Als Junge schon kam ich hierher, erlebte hier zum erstenmal eine Stadt als ein Ganzes, als ein in den Ring seines Weichbildes sich schließendes Einzelwesen, als das Herz des Landes, das sie mit dem Kranze von Hügeln, Ebenen, See umgibt, das sie ernährt und von ihr Leitung und Schutz empfängt.

Ich empfand, wie eine Stadt zu lebendigen Zeiten sich in Jahresringen und Ausstrahlungen erweitert, dabei mit benachbarten kleineren Kristallisationszentren zusammenwachsend; wie sie aus Teilen von verschiedener Dauer erbaut, sich ungleichmäßig ergänzt, hier Baulichkeiten türmt, die für Jahrhunderte fest scheinen, dort rasche Vorstadtstraßen entwickelt, die dem Nachdrängen der massiveren Gebäude schon in absehbarer Zeit fallen sollen; wie sie im Kern ein paar alte, unerschütterte oder gestützte Reste, einen Turm, ein Tor, einen Dom, ein Rathaus immer neu mit stattlichen Gebäuden umstellt, die neben den grauen Überbleibseln dennoch als kurzlebig erscheinen; wie sie überall fortwährenden Änderungen, Umbauten, Freilegungen unterworfen ist und nur in einem sich halbwegs gleichbleibt: dem inneren Adernetz, den Wegen des Verkehrskreislaufs, welche, wenn die Stadtmitte, der Markt, das Herz dieser Lebensbewegung, sich nach den ersten Schwankungen festgelegt hat, bis in späte Zeit den Charakter der Stadt bestimmen.

Ich kam aus Berlin. Schon räumlich hatte ich da das Stadtganze nie gesehen, nie umwandert, nie deutlich als einen in inneren Wechselwirkungen pulsierenden Lebensorganismus erkennen können. Zumal mir in Berlin Staat und Reich viel mehr zum Bewußtsein kamen, als die Stadt.

Die Stadt, die Sitz des Staates ist, kann ihren Stadtcharakter nicht rein ausbreiten. Das abstrakte Gebilde Staat, das für die typische Stadt nur Prospekt und verschwommener Hintergrund ist, wird in ihr ein Konkretes, lagert sich als eine unorganische Obermacht über ihre natürliche Gipfelung, stellt sich mit mächtigen Gebäuden, Schlössern und Verwaltungshöfen in ihre Mitte, die eigentlich städtischen Gebäude zur Seite drängend. Die ursprüngliche Stadt, die in einer unmittelbaren Wechselwirkung zu ihrem nahen und übersehbaren Landgebiet steht, über das sie dem alten Sinne nach hoheitsvoll herrschen soll, kommt da nicht zum klaren Ausdruck. Sie aber wurde mir hier in Konstanz rasch lebendig. Es ist nicht verwunderlich, daß mich ihr Gesamtbild sie zunächst mittelalterlich erschauen ließ. Empfunden hab' ich freilich ihre neuere ästhetische Verdorbenheit auch. Aber ich hatte Zeit und Frische, sie mir nach den wohlerhaltenen alten Denkmalen innerlich umzuwandeln, hatte Gelegenheit, sie Nachts und in Dämmerstunden zu sehen, wo es mir denn ein Leichtes war, sie schöner zu erbauen. Nacht- und Dämmerstunden gaben mir das, was Sie in einem früheren Gespräch einmal für sich von den Rohbauten der modernen Straßen sagten: ungestörte Einheit, Sinn und Zusammenhang des Ganzen und Beziehung zum Leben."

„Halt! Halt!" rief er. „Es ist das doch nicht ganz dasselbe. Ich kann es Ihnen nicht ersparen, die poetische Empfindung einer Stadt bei Nacht wenigstens als etwas Ähnliches anzusehen dem Empfinden vieler oberflächlicher Architektur-Betrachter, die eine Nebenwirkung von der Architektur erwarten; eine Nebenwirkung, die man vor den letzten Erkenntnissen in die neue Malerei vielleicht malerisch hätte nennen

können. Heute bezeichnet sie dies Wort schlecht. Es ist das Empfinden, das sich an die Silhouette und an die plastische Raumwirkung des Gebäudes heftet, das allenfalls noch von den Massen bewegt wird, aber alle feineren Verhältnisse, Konstruktionsgedanken, Lösung von Übergängen, von Auflagerungen übersieht; das Empfinden, das durch Spiel und geschickte Aufmachung getäuscht und befriedigt werden kann, das geschichtliche Gefühle sehr lebendig mitspielen läßt und das der Grundform des Gebäudes gegenüber unsicher und kühl ist. Ein Empfinden, das vieler heutigen Baumeister leider immer noch bestes ist. Und ganz natürlich: von der festgelegten Grundform, der scheinbar keine neue Seite abzugewinnen ist, gleiten sie ab ins Unbestimmte, wo sie glauben, eher schöpferisch sein zu können. Aus der törichten Voraussetzung, daß sie schöpferisch sein müßten, was zum Wohle der Welt gar nicht nötig, sondern diesem Wohle eher gefährlich ist!"

„Wir wollten aber nicht von neuer Architektur sprechen, sondern von alter, von Zeiten, in denen es die Baumeister noch leichter hatten, selbständig zu sein."

„Sie waren durchaus nicht selbständiger, sie waren unpersönlicher, waren namenlos. Das gibt ihrer Arbeit die Bedeutung, die sie hat, macht sie zum Teil eines Stils und vor allem: läßt die Arbeit vieler als etwas Einheitliches erscheinen, das nun weit über die Leistung des einzelnen hinausgeht. Lassen wir einmal bei dem, was wir hier gesehen haben und jetzt ansehen wollen, alles bei Seite, was seelische Wirkung der Architektur ist, verlieren wir uns nicht in die unbestimmten musikalischen Wirkungen des rhythmisch bewegten Steins, wie sie diese gotischen Maßwerke des Kreuzgangs, der aus dem Dunkel seiner verborgenen

Decke ans Licht herabstürzende Raum der Schattenvorhalle des Doms, dieser schöne, in dem übertragenen Gleichgewicht seiner stillen Hoffassade das Innenleben der Räume widerspiegelnde Gartenhof des Rathauses auslösen . . ."

Ich unterbrach: „Mein Verhältnis zur Architektur hat sich merklich gewandelt. Während ich früher eigentlich nur von großen baulichen Werken tiefen Eindruck empfing und unter den architektonischen Barbareien der neueren ästhetisch litt, habe ich jetzt, vielleicht durch bewußte Erziehung, mich soweit der Zeit angepaßt, daß ich im schlechten Bau noch Freude habe an dem durch alle Verderbtheiten sichtbaren, nirgends doch ganz verhüllten, fremden Grundgedanken, daß ich einen an lächerlicher Stelle angebrachten Mäander, eine Rosette, ein Maßwerk innerlich aus seiner Umgebung herauszulösen, selbst aus den Verwaschenheiten seiner Form herauszulösen und mich an dem fern dämmernden Originale zu freuen vermag. Das hängt mit meiner wachsenden Sympathie für das ganz Schlichte, das Gebärdenlose, Reife zusammen, die mich jetzt an manchem einfachen Bürgerhaus, das nicht wie der Dom aus einer phantastischen Übersteigerung des Lebens, sondern aus dem Leben selbst hervorging, mehr erleben läßt, als mir früher vielleicht je pathetische Architektur vermittelte. So sind, wie Sie zugeben werden, die architektonischen Genüsse, die sich mir bieten, nicht allzu selten!"

„Beneidenswerter, Sie haben recht! Aber Sie sagen damit etwas Allgemeines, Sie kennzeichnen eine Stelle der Entwicklung des sich überhaupt entwickelnden Menschen vom Romantischen zum Klassischen — wobei die Mischung des Klassischen mit dem Bürgerlichen, die Sie vornehmen, Ihnen übrigens ja von der Kulturgeschichte gezeigt worden ist.

Mir geht es ähnlich. Ich habe auch diesen Ausweg aus den architektonischen Wirren der Zeit gefunden: nur das Gute zu sehen, es aus lächerlichen Zusammenhängen zu lösen, es im Geiste von den Verhüllungen zwölffacher Nachahmung zu befreien und, wo es einmal rein und unverdorben sich zeigt, stillzustehen, ruhig, dankbar, ohne phantastisches Weiterschweifen des Geistes, das Wirkliche zu umgreifen, oder es auf mich zukommen zu lassen wie ein durchschimmerndes vom Licht getragenes Glasgemälde. Ich bin mir dann bewußt, daß solch ein Augenblick so schön und tief nutzlos ist, wie alles Leben, daß er keine Folge zu haben braucht, daß er zum Besten gehört, was das Leben hervorbringt, zu den Momenten unbegründeten, folgenlosen, in sich zurückkehrenden und verschwebenden Glücks. Ich bin mir weiter bewußt, daß das Leben sehr weise tat, als es das Schöne selten machte, es für den gemeinen Blick in seiner eigenen Schlichtheit, Unauffälligkeit, Bescheidenheit verbarg."

Das Gespräch war an einem leicht bedeckten Nachmittag auf der Inselterrasse geführt worden, die heute merkwürdig leer war und weit in die wundervolle Luft- und Lichtstille des Himmels und seines unbewegten Spiegels eingebettet lag. In die Stühle zurückgelehnt hatten wir aus dem Gespräch heraus den Blick in die Weite zwischen Himmel und See getaucht, den unerkennbaren Horizont suchend, waren Auge in Auge und zu den wenigen Dingen auf dem Tisch zurückgekehrt, den Tassen, dem Zündholzständer — und wieder, als suchten wir das beste Wort, den deutlichsten Gedanken aus der hellgrauen Luftverschwommenheit, über das Wasser hinausgeglitten.

Diese ruhig-gemächliche Stimmung schlug mit dem wach-

senden Nachmittag in Bewegung um. Ich forderte auf, zu dem Landhaus, in dem ich wohne, hinauszufahren und dort vor allem ein Buch anzusehen, das zu unserem Gespräch Beziehung hat. Wir ruderten nicht selbst. Unsere vom Einsetzen des vollen Nachmittags wachgerufene Bewegung war im Gleiten der Gondel genugsam abgeleitet. Und unser Gespräch schwebte schon ungesprochen weiter. Wir fuhren nah am badischen Ufer hin. Immer wieder nahm der Geist, mit einem Blick auf die Villen und Sommerhäuser in den Seegärten, eine Anregung an das Thema auf. Doch lag auch wieder jenes Stillstehen über unseren Gedanken, das jede innere Entwicklung annimmt, wenn ein neues äußeres Moment abgewartet werden muß.
Wir legten an niedrigen, teilweis überspülten Steinstufen unter einer großen gestützten Trauerweide, welche sich mächtig über die Mauer lehnt, an. Und waren bald wieder bei unserem Thema. Auf dem Schreibtisch, an dem mein Gast der durch Bäume lugenden Seeweite gegenübersaß, lag ein Foliant, das Konstanzer Häuserbuch. Während der Architekt blätterte und das Werk, um die Bilder ansehen zu können, bald gerade, bald schräg schob, trug ich wie ein Fremdenführer die Geschichte und meine Meinung darüber vor: „1906 sind es hundert Jahre gewesen, daß Konstanz an Baden kam und also den für die Stadt und ihre Blüte höchst bedeutsamen Anschluß an die allgemeine deutsche Entwicklung erreichte. Dies Werk, das ich für eine vorbildliche Leistung städtischen Sinnes und treuen Fleißes halte, wurde zu dieser Jubelfeier herausgegeben. Sicher eine klügere Betätigung des städtischen Patriotismus, als wenn man einen schlechten allegorischen Denkstein errichtet hätte."

Mein Gast, der interessiert immer weiter blätterte, sagte, ohne aufzusehen: „Ja, in Städten, zu denen ich Konstanz doch durchaus rechne, die landschaftlich und architektonisch Physiognomie, die Geschichte haben, in denen das Leben bestimmte, ausgeprägte Formen annimmt, Städten, die eigentümlich, charakteristisch sind, entwickelt sich mehr als in reizlosen, gleichgültigen Orten, Heimatssinn, liebevolle Freude an der Vaterstadt. Das scheint mir auch aus diesem Buche zu sprechen."

„Es hat Konstanz allerdings nie an Männern gefehlt, die ihre beste Arbeitskraft in den Dienst seiner Geschichte oder seiner Entwicklung stellten. Dies Häuserbuch geht im letzten Grunde auf die Anregung und Tätigkeit eines solchen uneigennützigen Bürgers, des Arztes und Stadtarchivars J. Marmor zurück, der vor etwa vierzig Jahren den Plan faßte, die rastlose Zerstörung des Stadtbildes wenigstens geistig aufzuhalten, indem er die Materialien zu einem solchen Häuserbuche sammelte. Die niedergerissenen Häuser, die, denen Abbruch oder Modernisierung drohte, sollten wenigstens in Bild und Wort der Nachwelt erhalten bleiben. Marmors Manuskript ist noch vorhanden. Was wertvoller ist: auch sein Wille, der nun dieses posthume Werk schuf!"

„Sehen Sie her" — er hatte ein paar Augenblicke gelesen und deutete auf einige kleine im Text verstreute Planskizzen — „ist es nicht genußreicher, sich wieder und wieder das Einfachste klarzumachen? Was der Verfasser hier an manchem guten Beispiel ausführt, gilt natürlich überall für die Entwicklung der deutschen Bürgerwohnung: wie den ursprünglich einen quadratischen Herdraum, den Urraum, die wachsenden Bedürfnisse zerschnitten und nun jeder der Teile für

sich wuchs. Gut! Der Verfasser weist durchgehende Decken nach, die deutlich älter sind als die eingezogenen Wände. Der Vorplatz wird abgeteilt, in den die Treppe mündet oder das Haustor. Dann schneidet man von dem übrigen die Stube ab. Diese teilt man später in Wohnstube und Schlafkammer. Sehen Sie hier! Wie südlich der Alpen überall das Bedürfnis nach Kühle und Schatten der vornehmste Baumeister war, ist's hier die winterliche Kälte, die alles bestimmt. Wundervoll, wie die Entwicklung immer Wegmarken stellt und stehen läßt! Hier in diesem Hause hat man nachträglich, als der Vorraum abgetrennt war, in die noch ungeteilte große Herdstube eine niedrige Decke eingezogen, um die Wärme zusammenzuhalten. Die spätere Teilung des Raumes fand erst unter dieser Decke statt."

Ich hielt diesen Nebenpunkt, der eingezogenen Decke, fest, blätterte um und wies dem Freunde schöne Abbildungen alter Holzbühnen, Verdielungen mit Fugenleisten, in deren abschließenden Querbrettern die Formen des Steinmaßwerks im Spitzbogen verwendet waren: ein Zusammenfließen der spielenden Flächenteilung zur Ruhe des aufgelagerten Randes. —

„Sie haben hier schöne Belege für Ihren, mir früher ausgesprochenen Gedanken, daß in Zeiten starker Baukunst die Formen des Steins, entgegen dem Materialgesetz, die Formen aller architektonischen und kunstgewerblichen Gegenstände durchdringen."

Er hörte nicht darauf, sondern blieb an Abbildungen schöner alter Innensäulen haften, die hinter einer großen Fensterreihe als Stützen standen und die fehlende Wand ersetzen mußten: „Hier hat das Licht gebaut und hat die Fassade

nach Innen verdrängt. Diese Säulen und Pfeiler, die notwendig wurden, weil die breite Glaswand nicht trägt, haben völlig eine nach innen gewandte Fassade ergeben."

„Solcher Beziehungen hat der Verfasser viele angedeutet. Ich kenne das Buch genau, habe auch die Kapitel, die Organisation und Rechtssatzungen des Bauwesens in der Stadt betreffen, studiert, und gewann den Eindruck, daß hier nichts übersehen, über nichts flüchtig hinweggeglitten ist; daß der Verfasser überall den Sinn der Sache gefunden hat, den baulichen, wie bei diesen Decken, diesen Pfeilern, diesen Treppenanlagen hier, das Beruhen im Konstruktiven oder im Dekorativen wie bei diesen gemalten Fassaden, diesen gelagerten Gesimsen — und den des Lebens dahinter, das sein noch ungestaltetes Verlangen an die Baukunst stellte. Das wollte diese einspringenden Ecken, diese Erkerchen, um die Straße hin entlangzusehen und am wichtigsten Geschehen teilzuhaben, brauchte diese Steinlauben als vor Sonne und Regen geschützte Verkaufsstände, diesen luftigen Dachbruch im alten Gerberhause, auf dessen Trockenboden die gegerbten Felle im Zugwind hingen, und die anderen wiederkehrenden Grundformen. Hier diese breiten Fenster des Erdgeschosses waren ehedem offene Läden. Das Wort Laden als der in horizontalen Zapfen sich drehende herabgelassene Fensterladen, auf dem tags ausgelegt wird; der nachts heraufgezogen das Warengewölbe schließt. Hier wird eine sprachlich erhaltene Sachbezeichnung klar."

Schweigendes Blättern. Dann schlug ich rasch zwei getrennte Bilder auf, daß sie in unserem Anschauen einander berührten.

„Welche Entwicklung des kulturellen Lebens spricht aus

dem Gegensatz des freundlich einladenden spielenden Türschmucks an diesem hellen Rokokohaus und der schweren rauhgearbeiteten, sandsteinernen Tür- und Fensterumrahmung, in deren Leibung unbeholfene Steinmetzhand strenge Cäsarenköpfe meißelte, hier an dem Renaissancehaus „zur Leiter", das alle Fenster mit starken Schmiedegittern sperrt. Heinrich Ehinger, der von Karl V. Venezuela als Lehen erhielt, baute seinen städtischen Palast mit diesem abweisenden Trotz gegen die damals protestantische Stadt."

Der Architekt schlug das Buch zu und sagte lächelnd: „Dieser geschichtlich-dramatische Gedanke erfüllt Sie nun und lenkt Sie von unserem Gespräch über Baukunst ab." — Er betrachtete die Decke des Buches, das wie ein großes rundes Siegel von Joseph Sattlers Hand streng stilisierte Bild des Kaufhauses mit anfahrenden Lastkähnen, ließ das Buch auf den Tisch gleiten, schob es zurück und sagte: „Es ist schön, daß hier nichts von Kirchen darin steht, für uns, die wir wie Solneß keine Kirchen mehr bauen können, sondern Heime für Menschen bauen, will sagen Mietshäuser oder Vorortvillen. Ein Kaufhaus, ein Kornspeicher als Wappen und Bürgerhäuser als Inhalt. Hiervon kann unsereins lernen. Ich glaube fast, daß unsere modische Bauweise nicht so verelendet wäre, wenn die Architekten nur die alten Gebäude studiert hätten, die auch wir noch brauchen. Die Kirchen und großen Paläste haben sie verdorben. Hätten sie das Haus gekannt, so hätte es so schlimm nicht kommen können. Ich freue mich über das Buch. Ich kannte vielleicht alles Einzelne darin, seiner Art nach, längst. Aber wie es hier zusammensteht, alle Baugedanken in örtlicher Verwandtschaft gebunden, ist es mir zu neuer Synthese geworden und zeigt mir ein Ziel: so schlicht, so echt, so dem

Ganzen dienend zu werden, wie es diese alten Baumeister waren, unauffällig tüchtig zu sein und unauffällig Schönes zu schaffen, das sich nicht dem ersten Blick hingibt, aber dafür auch dem zehnten noch ruhig standhält. Mir ist unser Rundgang jetzt, nun ich dies Buch gesehen habe, reicher und eindrucksvoller geworden."

Wind hatte eingesetzt und den sich kühlenden Abendhimmel klargefegt. Wir stiegen auf eine nahe Höhe, von der wir auf das unter Dämmer liegende Konstanz niedersahen und seine Gestalt umfaßten. Was wir an Gebäuden auf unserem Rundgang betrachtet, was wir im Häuserbuche blätternd gefunden hatten, Bilder und Gedanken, das lag nun wieder weit von uns, umschlossen von der dunklen, ruhenden Stadt. —

Mittelalterliche Judenverfolgung in Konstanz

In der mittelalterlichen Geschichte aller Bodenseestädte — wie wohl überhaupt in jeder Stadtgeschichte jener Zeit — spielen Judenverfolgungen eine nicht unbedeutende Rolle. Immer wieder wissen die Chronisten davon zu berichten — meist in sachlich-trockenem Stil und in knappen Notizen, über die man leicht wie über Zeitungsnachrichten hinweglesen kann, ohne innerlich zu sehen und ohne zu fühlen, was an Geschehnissen und an Erleben hier zu ein paar gleichgültigen Zeilen geworden ist, die etwa lauten: „Anno Domini 1332 an dem ersten Tag im Mertzen ward der gut Ulrich von Überlingen gemartrot von den Juden. Er war ains sun, hieß der Frigg, was ain Zimmermann. Es wurdent do zu Überlingen by vierhundert Juden verbrant in aim hus, es warent man, wib, ald, kind" — oder: „Anno 1333 hatten etlich Juden zuo Costentz zuo spott der Christen und zuo verachtung der religion etwas muotwillens mit dem hl. saccrament begangen. Dessentwegen wurden derselben neun erschlagen, sechs ertrenkt und zwölf verbrennt."

In wechselnden Zeitabständen, oft verursacht durch anderweitige politische und wirtschaftliche Gärungen, im Anschluß an allgemeine Kalamitäten folgen sich die Judenhetzen wie schwere Gewitter, in denen sich die angewachsene Spannung von Jahren grell entlädt und mit ihren Blitzen weiterzündet; deren Mittel Mord, Brand, Raub und Bedrückung, deren eingestandener oder uneingestandener

Zweck ein Ausgleich in den Besitzverhältnissen zwischen Christen und Juden ist, eine gewaltsame Schuldentilgung, zu welcher der unverhältnismäßig hohe Zinssatz immer wieder reizen mochte; der er für das naive Gefühl sogar ein gewisses Recht verlieh.

In den Konstanzer Judenverfolgungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts fehlt wohl keins der typischen Bilder, die diese Unruhen überall dem Auge boten. Im Jahre 1312 fand die erste statt, von der der Chronist berichtet: „Die Juden haben eine gesegnete Hostie gestochen und gehoven, daraus ist Blut geflossen... sind der ursach vil Juden getödt worden."

Die Beschuldigung der Hostienschändung wurde offenbar auch von denen geglaubt, die sie zuerst aussprachen, und war wohl mehr als ein erheuchelter Vorwand zur Befriedigung blutiger Raubsucht, mit dem der Pöbel angereizt wurde. In dem wildverschlungenen, fast unentwirrbaren Knäuel von Leidenschaften, Irrtümern, gerechten Vorwürfen, Verblendungen, Lügen, religiösem Fanatismus und urteilslosem, gehetztem Haß, den diese Volksbewegungen darstellen, in die so verschiedene Elemente verstrickt waren, daß Grund, wirklicher und vorgeblicher Anlaß des Auflaufs den Mitgerissenen oft selbst nicht klar wurden, kehren immer die beiden, ihrer Idee nach eng zusammenhängenden religiösen Vorwürfe wieder: Hostienschändung und Ritualmord. Diese Vorwürfe sind, so wenig sie sich auch aller Wahrscheinlichkeit nach auf je wirklich geschehene und klar bewiesene Tatsachen gründen konnten, damals nicht so entlegen und unsinnig gewesen, wie sie uns heute erscheinen. Das Mittelalter war anders als unsere Zeit von religiösem Wahn und Haß erfüllt und lebte fast mehr in unklaren,

sinnlich-mystischen Vorstellungen als in der Wirklichkeit. Zu denken, daß ein leidenschaftlicher Jude des Mittelalters, durch Rassenbedrückung wie durch das Bewußtsein gequält, daß seine ältere Religion durch die jüngere, aus ihr entstandene, überwunden sei, voll Haß auf deren legendären Stifter, seinem Rachegefühl im Durchbohren einer Hostie Genüge tun konnte, hätte nichts Ungereimtes an sich. Noch weniger unverständlich aber ist es, daß eine Menschheit, welche die blutige Opferung ihres Gottes durch die Juden nicht nur für geschichtliche Wahrheit hielt, sondern sie mit all ihren Lebensgedanken umwob, für die Behauptung halber symbolischer Wiederholungen solcher Blutopfer durch die Juden — also Hostienmarterung oder rituelle Tötung eines noch unschuldigen kindlichen Bekenners Christi, der bezeichnenderweise immer bald nachher Wunder tut — ein abergläubisch offenes Ohr hatte.

Gleichwohl ist kaum anzunehmen, daß das eine oder andere dieser Verbrechen je wirklich begangen worden ist. Die Hostienschändung wird gerade durch das Moment für uns ganz unwahrscheinlich gemacht, das sie damals glaubhaft machte: das angebliche Bluten der Hostie. Die gestochene Hostie, das ist uns sicher, hätte nicht geblutet. Wir wissen längst, daß eine winzige Tierpflanze, die monas prodigiosa, die Täuschung von Blutflecken auf dem Brote zuerst hervorgebracht hat. Daß bei den religiösen Gegensätzen des Mittelalters, in seiner dogmatischen Geistesrichtung, die scheinbaren Blutflecken sofort den Gedanken der Hostienschändung durch Christenfeinde, d. h. Juden, erwecken mußten, ist begreiflich. Ebenso begreiflich ist, daß dann spätere Volksverhetzer das ursprüngliche Wunder mit Hühnerblut nachahmten, um es ihren demagogischen

Zwecken beliebig dienstbar zu machen. Die angeblichen rituellen Tötungen von Christenkindern werden meist Lustmorde gewesen sein, die leichtfertige oder vorgefaßte Meinung — nachdem das einmal, vielleicht durch die schlauen Mörder, veranlaßt war — immer gleich den Juden schuld gab, die schon den Christus getötet hatten. Sinnloser als diese beiden, wie wir sahen, wenigstens der religiösen Anschauung der Zeit gemäßen Anlässe zu judenfeindlichen Unruhen ist die Beschuldigung, die — nicht nur in Konstanz — 1348, als die Pest durch Europa zog, gegen die Juden erhoben wurde: sie hätten die Brunnenstuben der Stadt vergiftet. Hier hat offenbar die nächstbeste Lüge, die zur Hand war, dazu dienen sollen, in der Anarchie, in der durch die Pest eingebrochenen Unsicherheit des Tages und der Stunde eine leidlich volkstümliche und vom Janhagel unterstützte Judenverfolgung einzuleiten.

Es ist klar, daß tiefgehendes Mißtrauen und Feindschaft gegen die Juden schon vorhanden sein mußten, wenn solche Anschuldigungen sofort zu den grausamsten Metzeleien führen konnten. Dieses feindliche Mißtrauen beruhte in dem durch den damals hohen Zinssatz noch verschärften Verhältnis zahlreicher armer Schuldner zu wenigen sehr wohlhabenden Gläubigern. Daß hier der tiefere Grund der Judenverfolgungen liegt, enthüllt sich uns deutlich in dem, was nach jeder Judenverfolgung, auch den unblutigen, bei welchen die Juden nur eine Zeitlang ins Gefängnis kamen, immer geschah: gewaltsame Tilgung oder wenigstens Verminderung der Judenschulden, und zwar der Zinsen wie des Kapitals, und oft Verschärfung der Bestimmungen und Judenordnungen, die den jüdischen Wucher und Handel in einer für die Christen günstigen Weise beschränken sollten.

Ein weiterer wirklicher Grund der Judenverfolgungen scheint politischer Natur gewesen zu sein. Mehrere dieser Unruhen schlossen sich wie ein Zwischen- oder Nachspiel an die Zunftempörungen an, die Handwerkerrevolutionen, mit denen das Volk sich Sitz und Stimme im Rate der Stadt ertrotzte, der bisher nur von den alten Geschlechtern besetzt war. Da mögen die Judenhetzen den Parteiführern erwünschte Ablenkung der überschüssigen Volksleidenschaft gewesen sein, die sonst leicht ihnen selbst oder der zum Frieden gekommenen Sache hätte verderblich werden können: ein Beweggrund, der bei den neuesten Judenhetzen, den Pogromen, die sich an die russische Revolution anschlossen, ganz deutlich war.

Wie wir jedes geschichtliche Ereignis nur dann unmittelbar verstehen, wenn wir es im Vergleich mit gegenwärtigen, uns gefühlsmäßig klaren ähnlichen Vorkommnissen betrachten, so vermögen wir es andererseits erst richtig zu sehen und zu beurteilen, wenn wir es mit den anderen Bildern seiner Zeit umgeben, wenn wir also die Judenmorde in die Umwelt von Grausamkeiten des Rechts in Staat und Kirche wie von Greueln der Willkür, die für das Mittelalter kennzeichnend sind, hineinstellen. Was galt ihm Qual und Tod, die es fortwährend sah, fortwährend schaffte? Pest und Geißlerzüge, niederbrennende Städte, Plünderungen und Ermordungen durch den Krieg, Hungersnöte, ständige Folterungen und öffentliche Hinrichtungen um geringfügiger Schuld willen mit Schwert, Rad, Feuer; durch all das hervorgerufen eine finstere, asketisch-mönchische Färbung der Religion, die den Todesgedanken immer mächtiger machte und auf ihn allein das ganze Leben bezog; die die Welt der Sonne, der Luft und der

Fröhlichkeit, welche von der unversieglichen Urkraft trotz aller Schreckniſſe immer wieder geſchaffen wurde, verachtete und als eitlen Schein brandmarkte; die ihre beſten Geiſter auf den Scheiterhaufen ſchickte, die ſich mit Stachelgeißeln ſelbſt zerfleiſchte — ſehen wir die Judenverfolgungen auf dieſem Hintergrunde, ſo erſcheinen ſie uns nicht mehr als etwas ausnahmsweiſe Grauſames, ſondern als die gegebene damalige Art, einen Haß und eine Feindſchaft auszutragen. So blutige Bilder ſich auch entrollen:

Da läuft wieder — 1333 — die Kunde von einer Hoſtienſchändung durch die Stadt. Vielleicht iſt ſie nichts als eine mißverſtandene Wiedererzählung der Beſchuldigung, die vor zwanzig Jahren zu einem Gemetzel führte. Irgendeiner greift ſie als neue Tatſache auf, und bald weiß das Gerücht genaue Einzelheiten. Eine offenbar hyſteriſche chriſtliche Magd, die bei einem Juden dient, hat auf der Straße geſchrien, wie der Leib des Herrn von den Juden gemartert werde: die im Hauſe ihres jüdiſchen Dienſtherrn verbrannte Hoſtie ſei aus dem glühenden Ofen an ihren Arm geſprungen und dort hängengeblieben. Ein dazukommender Prieſter der Paulskirche ſagt aus, ihm habe geſchienen, als ob Hoſtien gefehlt hätten. Beweis genug!

Einzelne fanatiſche Bürger und viel Pöbel rotten ſich zuſammen. Das aufgeregte Durcheinanderſprechen des immerfort wachſenden Haufens lockt von überallher Neugierige heran. Jeder weiß etwas. Und wer nichts weiß, will auch etwas ſagen und beteuert zumindeſt die Wahrheit deſſen, was andere erzählen. An das Blut, das aus der Hoſtie gefloſſen ſei, heftet ſich der Gedanke. „Blutſauger ſind ſie alle!“ ruft einer. Damit wird zur Wut gegen den Andersgläubigen auch der Beſitzhaß geweckt.

Schon will alles aufbrechen zum Judenquartier. Indessen ist das Gerücht, um dessentwillen die Zusammenrottung geschah, in der Stadt gewachsen, hat sich vervielfältigt und neue Zusätze bekommen. Ein Aufgeregter kommt hergelaufen und erzählt den Leuten, was sie längst wissen, als ein Neues, noch Unerhörteres.

Nun löst sich der mit Knüppeln, Äxten, rostigen Spießen bewaffnete Knäuel, und es beginnt ein Laufen durch die Straße zu den Judenhäusern. Zwei Juden, die vom Marktschiff kommen und noch nichts wissen, begegnen den Aufläufern. Ein halbnackter Metzger, das Schlachtbeil in der Hand, springt auf sie zu und schlägt sie wie Ochsen, daß sie betäubt in die Knie brechen und bald nur noch eine zertretene blutige Masse sind.

Hoffte der Rat vielleicht bis jetzt noch, den Aufruhr zu zügeln, die Juden zu ihrem eigenen Besten unversehrt gefangenzunehmen und dann für den Stadtsäckel auszupressen — sowie Blut geflossen war, mußte wohl die Sache ihren Weg gehen. Dennoch ließen einige der angesehensten Männer im Rat und Patrizier der Stadt nicht nach, den Bürgermeister zu bestimmen, er solle die Stadtknechte abschicken und mit Gewalt die Ordnung aufrechterhalten.

Indessen hatten die Juden sich, einige, um nicht voneinander abgesperrt zu sein, in die Synagoge, die anderen in ihre Häuser eingeschlossen. Dumpfe Angst erfüllte sie. In Gebeten, die von der furchtbar spannenden Aufregung immer wieder ausgelöscht wurden, in denen der Gedanke an Hiob, an den leidenden Gottesknecht des Jesaia zitterte, suchten sie die Angst zu übertäuben — und vielleicht auch Selbstvorwürfe über ungerechte Bedrückungen zu vergessen,

zu denen sie sich durch Zeiten scheinbar völliger Sicherheit hatten hinreißen lassen. Aber all das und, was sie vor sich sahen: die grauen Mauern des kleinen Betsaales mit den holzvergitterten Plätzen für die Frauen oder die schönen Stoffe und Möbel ihrer Stuben, die mit der Enge und Winklichkeit der Häuser in seltsamem Gegensatz standen — alles wurde ihnen verhüllt von dem schwarzen Schleier der Angst vor ihren Augen. Frauen schluchzten; Kinder weinten, ohne zu wissen, worüber; einige Männer, Familienväter, Vierziger und Fünfziger, würgten an dem Übermaß dieser Spannung, als wollten sie die Seele aus dem Leibe speien. Der Rabbi murmelte Gebete. Ein alter, blinder, weißhaariger Mann sprach tonlos, mit einer längst toten und erloschenen Kraft, Prophetenworte vor sich hin. Es war, als hielten sie alle die Augen geschlossen und den Kopf gesenkt vor dem Einbrechen eines Ungeheueren. Aber sie hatten die Türen verstellt und verrammelt und Waffen neben sich gelegt. —

Fern kam ein Lärm. Schreckhaft horchten sie auf. Er verhallte — und wälzte sich jetzt doch heran: ein Gewirr von Lauten, Schurren, Schreien, Rufen, Klirren, Sprechen.

Und nun, wie eine Erlösung: der erste dröhnende Schlag an die Synagogentür. Die Frauen schreien auf, die Männer ergreifen die Waffen . . .

Ehe die festere Synagogentür hereinbrach, war ein Teil der Angreifer schon in die Häuser gedrungen, schlug nieder, was sich wehrte, und warf die um ihr Leben Flehenden auf einen Wagen, von dem man den Fuhrmann heruntergestoßen hatte. Zwanzig etwa zogen mit Brüllen und Johlen von Spottliedern, indem sie die Pferde roh schlugen und zerrten, mit dem Wagen vor die Stadt, häuften Stroh

und Holz und verbrannten die Juden, die durcheinander sangen und weinten.

Eine andere Rotte hatte Frauen und Kinder gepackt und trieb sie zum Rhein. Ein Kerl, das Messer zwischen den Zähnen, voran, der rechts und links ein jüdisches Weib schleppte, in deren Haaren er die Fäuste verknotet hatte. „Dort Feuer, hier Wasser!" schrie einer aus der Rotte. Man warf die halb Ohnmächtigen bei den Strommühlen in den Rhein, sah sie noch zappelnd und sinkend ein Stück hinabtreiben und lief schnell in die Judengasse zurück. — Als hier das Tor der Synagoge einbrach, waren seine zersplissenen Teile schräg auf die hinten herangeschobenen Bänke und Stühle zu liegen gekommen und versperrten noch immer den Eingang. Ein paar Küferknechte bemühten sich eben, die zerschlagene Tür herauszuziehen, wobei ein Jude mit einem schlanken spanischen Degen nach ihnen auslangte, als ein Ratsherr mit Stadtknechten auf dem Platze erschien und Ruhe gebot. Die Menge hatte ihn kaum durchlassen wollen, und die Stadtknechte mußten erst zwei, drei Kerle in die Knie stoßen, ehe die Aufrührer gehorchten.

Den Juden wurde befohlen, sich dem Rate zu ergeben, der ihnen Schutz für Leib und Leben verhieß. In dem Blick, mit dem sich die vordersten der kämpfenden Juden ansahen, lag die rasche Überlegung: hier sind wir in weniger als einer Stunde erschlagen, dort kann wenigstens Rettung sein. Sie warfen, plötzlich widerstandslos, die Waffen hin und halfen nun selbst den verrammelten Eingang freimachen. Daß das Volk sie auf dem Wege in den Ziegelturm mit Spottliedern begleitete, konnten die Stadtknechte nicht hindern. —

Die Männer im Rate der Stadt, die diesen glimpflichen

Ausgang des Gemetzels bewirkt hatten, schalt man bestochen. Und der Chronist berichtet: es sei ihnen ferner im Leben nichts geglückt, und der Himmel habe sie mit einem frühen Tode bestraft. —

Ähnlich haben sich sicherlich auch die anderen Judenverfolgungen in Konstanz vollzogen, die frühere von 1312, die nächste von 1348, die sich an die Pest anschloß, der unblutigere Auflauf von 1393, der mit der Zunftempörung zusammenhängende von 1430, und der auch wieder nur in einer Gefangennahme endigende von 1443. —

Sommertage

Als ich in der zweiten Juliwoche an den Bodensee fuhr, wiederholten sich südlich vom Schwarzwald, am Untersee, die Hochwasserbilder, die meinen Zug rechts und links der Schienen durch die hessische und badische Rheinebene begleitet hatten: alles Ried war glänzende Wasserfläche, aus der da und dort fern vom Ufer Weidenbäume aufragten; selbst auf Wiesen, auf denen man geschnitten hatte, stand knietief das Wasser um das gehäufte braune Heu, wie Meer um regelmäßige Inselketten. Die tiefer liegenden Straßen, neben denen überall die gefüllten Gräben spiegelten, waren lange Strecken weit unterbrochen und überspült. In der Gegend von Radolfzell standen auch Häuser in der friedlichen Flut, die sie, wenn kein Sturm kam, nicht ernstlich gefährdete. Der Zellersee und der zwischen der Konstanzer Halbinsel und der Insel Reichenau gelegene Gnadensee, über den in guten festen Wintern die, unter dem Stahl langhin dröhnende, Schlittschuhbahn hinüberführt, schimmerten weit in ihrer ungewohnten Größe mit niedrigen, halb ertrunkenen Ufern. Der Pappeldamm zur Reichenau hinüber, der noch Wochen nachher nicht trocken war, sah wie eine Pfahlreihe aus dem See hervor. An anderen Straßen waren für die Fußgänger bei den tiefsten Stellen Bretterstege neben dem verschwundenen Fahrdamm gebaut. Wegtafeln verboten den Verkehr mit Kraftwagen. Die kleinen Rheindampfer, die von Konstanz, vielfach zwischen den Stromufern kreuzend, nach

Schaffhausen fahren, konnten nicht mehr unter der Rheinbrücke durch zum Konstanzer Hafen verkehren und liefen mit verändertem Fahrplan nur bis Petershausen, das Konstanz am rechten Rheinufer, als ehemaliger Brückenkopf, gegenüberliegt. Kraftboote, die den Verkehr zwischen der badischen und der Schweizer Seite des „Konstanzer Trichters" – so heißt die sich zum Rheinabfluß verengende Bucht – vermitteln, hatten das Anlanden drüben an den Schweizer Haltestellen ganz aufgegeben.

Langsam und allmählich, wie die Flut in dem weiten Seebecken gestiegen war, verlief sie sich wieder, ohne daß sie, abgesehen von der Schädigung der Ernte, einiger Straßen und Gartenanlagen am See, ernstliche Übel angerichtet hätte. Ende Juli boten Ufer und See wieder das alte gewohnte Bild sonnigweiten Friedens mit leichtem sommerlichem Ferneduft, aus dem morgens und abends die blaugrünen Uferzüge mit ihren hellen Ortschaften und die lichten Alpen klarer hervortreten. Meist ist diese Stille nur belebt von dem Räderschlagen der Dampfer und ihren lang an die flachen Ufer heranschäumenden Bugwellen; von den pochenden Stößen der Motoren in den großen schwarzen Lastkähnen, die noch vor wenigen Jahren mit ihren heute selten sichtbaren, hohen, gestreiften Segeln über die spiegelnde Fläche zogen; vom rascher verhallenden Rattern eines drüben vorübergleitenden weißen Gesellschaftsbootes; vom Verrollen eines Bahnzuges am Schweizer Ufer – und abends von der Stimme irgendeines singenden Ruderers oder dem fröhlichen Lachen Badender, deren Badehütten die Weidenbüsche an unbebauten Uferstellen sind; gelegentlich noch vom schwingenden, bohrenden Surren der Propeller eines Zeppelin-Luftschiffes, das meist irgendwo

über dem weiten Becken des Oberſees, ein heller Strich, leuchtet.

Außer von dem hinziehenden Höhenton iſt jetzt der See, insbeſondere die Konſtanzer Bucht, mehr als eine Woche lang von dem trommelnden Motorlärm und dem ſchaumſprühenden Vorüberziſchen der Rennboote erfüllt, die ſich im hinteren Konſtanzer Hafen für die Wettfahrten der Bodenſee-Woche verſammelt haben.

Vor meinem Schreibtiſch liegt, im weit offenen, weinumrankten Fenſter, zwiſchen zwei hinter dem Rahmen faſt verſchwindenden Bäumen, deren einer oben vor den Wolken zum anderen hinübergreift, die ganze Breite der Bucht, bis zu dem langgeſtreckten, ſich nach Oſten allmählich abſenkenden Schweizer Uferzuge. Als noch Hochwaſſer war, umſpülte der See dieſe Bäume und klatſchte unten an die Mauer des Hauſes. Ich ſehe die beiden von Start und Ziel entfernteſt verankerten Markboote mit ihren roten Flaggen, um welche die zehn Kilometer lange Bahn herumführt. Neben mir liegen Feldſtecher und Fernglas.

Tagelang, ehe die angeſetzten Rennen begannen, übten und prüften die Fahrer hier draußen. Am Horizont des Gehörs, noch ganz fern, tauchte das Trommeln der jagenden Motoren auf, wuchs raſch zur vollen Stärke, und ſchon ſchoß eines der ſchlanken Boote, ſo in ſpritzenden Schaum, wie ein Kraftwagen in Staub gehüllt iſt, nur mit dem über dem Waſſer ſtehenden Vorderteil ſichtbar und von einem Schaumſtrich gefolgt, durch das Bild. Je näher die Renntage kamen, um ſo mehr war die Bucht faſt gleichmäßig erfüllt von dieſem ſchwellenden und abnehmenden Surren, das immer wieder zum Hinausſehen lockte.

Bei den Wettfahrten der Rennboote iſt der Start der in-

teressanteste Teil des Schauspiels. Start- und Ziellinie wird von dem sogenannten Startschiff aus festgelegt, einem großen Schleppboot, das einige hundert Meter vor dem Konstanzer Leuchtturm verankert liegt. Sein Deck ist für die Preisrichter mit einem Sonnendach versehen, und darüber hat man den gestreiften Zeitmast aufgerichtet, an dem der Zeitball zum höchsten Punkt aufsteigend den ungeduldig hinter der Startlinie fahrenden Booten die letzten fünf Minuten anzeigt bis zum Beginn. Wenn er den obersten Minutenstreifen langsam hinaufrückt, werden die Boote noch nervöser: eins fährt im Kreis hinter der Startlinie, eins weit zur Seite, eins jagt mit fast voller Geschwindigkeit auf und nieder, ein viertes fährt mit halber Kraft auf die Startlinie zu und muß noch einmal wenden. Bis endlich der Startschuß ertönt und gleichzeitig der rote Zeitball herunterfällt. Nun drängen sie zur Linie, und für die erste Runde ist, bei den nicht großen Geschwindigkeitsunterschieden der Boote, die Güte des Startens sehr entscheidend. Dann legt sich — ganz anders als beim Pferderennen — nach den Stärken der Maschinen die Reihenfolge der Boote unveränderlich fest. Und nur Motorschäden, die, wenn möglich, ohne Aufgabe des Rennens in der Bahn ausgebessert werden, oder das erneute Überholen eines Bootes durch ein anderes um eine ganze Runde, bringen Abwechslung in das Bild.

Im Stadtgarten, auf den Hafenmolen und -mauern, auf dem Umgang des Leuchtturms und des Pegels wimmelt es von Zuschauern. Ein großer Begleitdampfer voller Passagiere kreuzt am Startschiff, das von zahlreichen Ruderbooten, Gondeln und Segeljachten umlagert ist. Die Bahn wird von einem Polizeiboot freigehalten.

Der Startschuß ertönt, der Zeitball fällt. Nun haben wir rückwärtigen Zuschauer vor uns das Bild eines antiken Wagenlaufs, der mit Wellenrossen davonjagt. Sowie die Schraube zu wirbeln beginnt, steigt das Boot vorn hoch, und der Steuerer steht wie im Wagenbug, gerade aus den beiden Schaumbogen aufragend, die das rennende Boot zur Seite wirft, sich windschnell verkleinernd. So lagen die vier Boote in ihrer rasenden Bewegung noch scheinbar nebeneinander, und erst am Stadion der Bahn, am Markschiff, konnte man mit dem Feldstecher die Reihenfolge erkennen, in der sie jetzt an der fernen Gesichtskreislinie wagerecht hinübergingen, wie sich rasch folgende einzelne Schaumwellen.

Das wichtigste der Rennen, das mehr als vier Stunden in Anspruch nahm und über zweihundert Kilometer, zwanzig Runden der Bahn ging, war das Rennen um den Kanzpreis und wurde von zwei Siegern früherer Bodensee-Wochen, Daimler und Saurer, mit je zwei Booten bestritten, nachdem sich dieselben Boote schon in zwei Vorrennen gemessen hatten. Ich verfolgte es von meinem Tisch Runde für Runde. Ich hatte mein Fernrohr auf das nächste der Markboote eingestellt, um das ich die Renner immer wieder in schöner Kurve herumgehen sah: wie sie sich seitwärts legten und die Bemannung sich weit über den Innenbord hinausbeugte, während auf der Außenseite des Rangs der Schaum doppelt hoch spritzte.

Jetzt sind die Rennen mit Fest und Preisverteilung vorüber. Einzelne Nachzügler lassen noch einmal ihre Boote laufen. Aber schon taucht der See zurück in seine sommerliche Stille, die ab und zu ein, sich über dem Südufer türmendes Gewitter unterbricht, das aus fahlem Nachmittage

aufsteigt und noch in die erste Hälfte der Nacht seine Blitze wirft, seine Donner rollt.

An einem ganz stillen, leuchtend sternklaren Abend fahre ich mit einem Freunde, der wie ein Schatten am Heck der Gondel lehnt, hinaus unter die unzähligen Lichter. Ein Bogen von Glanz steht die Milchstraße, sich im See spiegelnd, gerade über uns, die beiden Ufer überbrückend. Das Boot treibt aus der dunklen Parkbucht, in der Land und Wasser ohne Grenze zusammenfließen, hinaus in den langen, zitternden Widerschein der Lichterkette von Konstanz. Einmal kommen kleine redende Stimmen aus einem fernen unsichtbaren Nachen herüber, ein Blätterrascheln geht durch die Pappeln am Steg; sonst ist nur der spülende Laut der langsamen Ruderbewegung um uns. Das Gespräch gleitet mit der Gondel leise durch das Schweigen unter den Sternen hin.

Auf einer der waldigen Uferhöhen, weit nach Ost, Süd, West blickend, liegt das Haus des Freundes, der jetzt zu mir redet und der seit Jahrzehnten hier ein arbeitsames, einsiedlerisches Leben mit der Natur führt.

„Ich habe", beginnt er, „die Rennen auch angesehen, weil mich alles beschäftigt, was diese Landschaft berührt, in der ich lebe. Und ich sage dir wieder: das ist alles Außenseite des wahren Lebens! Welche Intelligenz, welche Tüchtigkeit und Kraft ist hier bei dem Bau der Motoren aufgewendet! Und was wird erreicht? Nichts als: schneller zu fahren. Ist das ein Ziel? Wo immer in diesem technischen Zeitalter energisch gearbeitet wird, gilt es: Raum und Zeit aufzuheben, an allem vorüberzulaufen, nirgends zu sein; nirgends das Sein, das Beruhen und Beharren in sich, auf kleinem Raum, nach allen Seiten in die Unendlichkeit auszudehnen, und damit erst vollzumachen. Einen Augenblick

erschien dir vielleicht die wieder stillgewordene Bucht leer. Fühlst du nicht, wie sie sich neu mit einem, diese Tage über stumm gewesenen, viel reicheren, größeren Leben füllt, das Zeit und Raum viel tiefer überwindet? Wenn ich dort oben auf meiner Höhe mit der Sonne, dem Wetter und den Jahreszeiten lebe wie meine urältesten Vorfahren, wenn ich mein Brennholz schlage und die Scheiter an meiner Hauswand schlichte, wenn ich an stillem Sommermittage auf dem Boot liege und fische oder im Uferschilf Enten jage, wenn ich wandernd durch die Wälder streife und, aus einem uralten Menschheitsgefühl heraus, immer von Zeit zu Zeit drüben in die Berge steige; und wieder, wenn ich Freunde und Gäste empfange, die mein einfaches Mahl, Brot, Fleisch, Wein, teilen; wenn ich in meinem Arbeitszimmer, von alten und neuen Büchern umgeben, mit irgendeinem längst toten Manne Zwiesprach halte, der ein Mensch war wie ich — was ist dann an Zeit vergangen seit den frühesten Schöpfungstagen? Ein Tag, ein Jahr und vielleicht ein Menschenleben, die drei Zeitkreise, die einmal den Umlauf aller Dinge umschließen. Mehr nicht! Und wenn nun ich mit meiner Arbeit wieder aus diesem unvergänglichen Leben und seinen Zeitringen schöpfe — da mag ich ein paar Zufälligkeiten unserer Epoche fremd bleiben, dem Leben auch der fernsten Zukunft, die immer wieder die Urform aus sich gebären wird, gehöre ich an. — Aber freilich: weit muß das Land sein, in dem man wohnt, wie hier! Weit in den Raum und in die Zeit muß es sich dehnen! Geschichte muß es haben und vorübergegangene Kulturen, die wieder versunken sind in das Ewigbleibende: Sommer und Winter, Saat und Ernte, Geburt und Tod. Siehst du, das, was ich in der Hast und dem

Lärm der Städte nie gefunden habe: daß ich mich und mein vergehendes Leben ans Ganze knüpfen konnte — seit ich hier hause und diese reiche Landschaft mit ihrem jahrhundertealten Ergehen, von den Pfahlbauern an über die Römer und die Zeiten der Bischöfe und Klöster bis zum Zeitalter der Maschinen innig kenne und liebe, ist's mir gelungen."

Längst hatten sich die losgelassenen Ruder an die Bordwände gelegt. Wir trieben langsam um einen matt erleuchteten Dampfersteg, von dem auch unser Boot einen Schimmer empfing. Still lagen die schwarzen Baummassen des Ufers und der weit in die Nacht hinaus dunkelnde See wie ein mythischer Hintergrund zu den eben gesprochenen Worten.

Winterbilder

Der Winter ist für die Bodenseegegend, mehr noch als der Herbst, die Zeit der Nebel, die oft tagelang nicht weichen, oft nur mittags ein wenig matte Sonne und blasses Blau durchschimmern lassen, um nachmittags gleich wieder die undurchdringliche Hülle zu schließen. Sie stehen meistens nicht sehr hoch über See und Land; man sieht den Nebel gelegentlich über einem Teil des Sees wie eine senkrecht abgeschnittene, ein paar Häuser hohe Stufe und ist manchmal auf Uferhöhen wie auf Inseln über der glänzenden weißen Schicht. Sie sind nicht so trostlos dunkel wie die nordischen Nebel der Meeresküsten, sondern lichtgrau und eigentlich nur eine wunderbare weiße Einsamkeit, in der die Dinge entkörpert auftauchen und schwinden.

Da fängt in der milchigen Helle, der man auf der Feldstraße zuschreitet, das Flächenbild eines Baumes, eines Hauses, einer Telegraphenstange matt zu dämmern an, oder der bewegliche durchsichtige Schatten eines Entgegenkommenden, immer schrittstoßend, wird größer, dunkler, näher; der Umriß eines Wagens wächst aus der weißen Tiefe des Weges; Rufe hallen, Stimmen klingen wie im Raumlosen; aber keine vertraute Umgebung des Weges, kein Hereinsehen der Weite mit ihren bekannten Waldecken und Höhen, leise sich wandelnd, schiebend, rückend, begleitet den Schritt. Das Gewohnte wird neu, unbekannt, weit. —

Auf der Konstanzer Rheinbrücke, am späten Nachmittag,

wenn die eben unsichtbar untergegangene Sonne ein ganz klein wenig rötliches Dämmern in den trockenen, frierenden Nebel gießt, steht man dann wie mitten in einer milchigen, rings umschlossenen Raumkugel, durch deren Kern sich der hüben und drüben verschwimmende Brückenbogen schwingt; deren graue Außenfläche in ihrem großen Umschwung oben bis an den rötlichen Schimmer reicht, unten bis an das Geplätscher der kaum noch sichtbaren Flußwellen, in das die verfließenden dicken Pfeiler wie ins Nichts hinabtauchen. In diesem Kugelraum ist viel Leben, das so im Dunst verbunden ist, als wäre der Nebel selbst mit Gestalten lebendig geworden. Um die bereiften Eisengeländer und die mit Schneekapuzen bedeckten Häupter der Brückenstandbilder fliegen kreischende Möwen, indessen Fußgänger, Lastwagen, Bauernkarren, Kraftfahrer und Handwägelchen um diese verkehrsreiche Stunde näher und ferner, deutlich und schon verschwommen aneinander vorüberziehen, als gäben und nähmen sie einander tauschend ihre Sichtbarkeit — dort und dort, wo der Brückenbogen aus noch unterscheidbarem Dunst ins Nichts hinaustritt. Dann taucht über dem Stromgewell, das nur durch sein dunkleres, unruhigeres Schattenfließen unten in den Nebel hineinspielt, das hohe und breite Deck eines Lastkahnes und füllt fast den unteren Raumteil der Kugel, bis es unter dem Brückenbogen entschwindet. Und immer ist dies Rund um den, der mitten auf der Brücke steht, wie ein Glasball, in den man Figuren eingegossen hat.

Die tiefste Einsamkeit aber gibt der Nebel dem, der an solchem winterlichen Tage aufs Boot geht und nun nur Wasser und den Hauch des Erd- und Seeatems um sich hat, welcher fast schon die Spitze des Bootes einschlingt.

Der Raum ist ganz gleichförmig, das Boot scheint zu ruhen, der Nebel und das Wasser langsam zu fließen. Das Spülen um den Kiel, das leise Schlagen der Ruder, einmal der gespenstisch-schattenlose Vorüberflug oder der Schrei einer Möwe, die sich auf einen — wie vom Wasser herangetriebenen — hohen bemoosten Bootspfahl schwingt, der gleich wieder mit der Strömung schwindet; ab und zu das winters hier jedem gewohnte, bohrende, klagend-durchdringende Tuten einer Dampfersirene, das unbestimmbar im Raumlosen aufheult. Das ist alles. Dann wird ein Stück kiesigen, schlammigen Ufergrundes, den das winterliche Zurückgehen des Sees freigab, sichtbar. Mühsam findet der Ruderer eine Stelle, wo er mit dem Boot herankommt und, ohne in dem weichen Lehm und Kiesgemenge zu versinken, aussteigen und sein Fahrzeug aufs Land ziehen kann. Allmählich erst tauchen ihm, während er mit geschulterten Rudern fortstapft, Baumumrisse mit noch undeutlichen Wipfeln, eine hohe Parkmauer — die im Sommer zu drei Vierteilen im Wasser steht — eine Hausfläche aus dem Grau.

Wie wunderlich sind des Abends dann die Lichtstreifen und breiten Schattenbänder, in diesen vom See über das Land ziehenden Nebeln, wenn etwa ein Wagen oder Schlitten mit seinen Laternen hindurchfährt, die Pferdeköpfe riesig vergrößerte, nickende Mitläufer; und wenn sich um jeden der kahlen Chausseebäume mit dem Vorüberfahren des Wagens ein Stern von hellen und dunklen Strahlen, von Licht- und Schattenkegeln drehend herumschwingt. War solche Nacht recht eisig und kalt, dann sind am nächsten Morgen alle Bäume und Büsche, jeder Strauch, jede Staude, Kraut, Gras, ja selbst die Schneefläche mit lan-

gen Reifnadeln besteckt, und die Landschaft liegt da wie das Schaufensterstück eines Zuckerbäckers, wie das Wunderwerk eines Edelsteinschleifers oder eines kunstreichen Glasbläsers und -spinners. So funkelt, glitzert, glänzt es weiß und regenbogenfarbig, wenn nun die Sonne und der blaue Himmel hineinleuchten. Und es kommt meist, wenn Winternächte recht kalt waren, daß dann der Nebel am nächsten Morgen vom Licht überwunden wird.

Wie in einem weißen Stachelpelz steht alles; jeder Ast, jedes Zweiglein ist umstarrt von den kristallenen Strählchen. Verwirrend scheint der Anblick und nicht zu überschauen. Doch erkennt man bald, wie all diese vielfältigen Formen von ganz wenigen gleichen und weithin wirkenden Kräften geschaffen sein müssen, vielleicht magnetischen oder elektrischen Ausstrahlungen der Wintererde durch ihre Nerven, die Bäume, hinaus, die nun die kleinsten Eisteilchen der gefrierenden Nebelluft anzogen: und damit klar, schön, eine leuchtende Einheit, in welche die grotesken Formen der kahlen Bäume, der zackigen Äste, gebogener Zweige, hängengebliebener, verdorrter Blätter, wie das Spiel einer Phantasie und Laune hineingedichtet sind.

Anders, doch nicht minder grotesk, ist das Formenspiel am Seeufer, wenn Wind und Gewell mit der Kälte zusammenkamen und der flache Strandauslauf eine erstarrte Brandung ist, die weithin wie ein Eiswall das Wasser begrenzt. Da der See immer im Winter, wenn seine Zuflüsse gering werden, kaum ein Gerinnsel mehr von dem Gebirge fließt, weit zurücktritt und an flachen Uferstellen bis zu fünfzig Meter und mehr von dem kiesigen, steinigen, schlammigen Grund freigibt, liegt dieser Eiswall weit draußen allein

im Ebenen und hoch etwa wie eine sich überschlagende Dampferwelle. Kommt man ihm näher, nimmt er die Gestalt eines kleinen Gebirges an, in dem mehrere Bergwellen, mit schön geschwungenen Linien, im ganzen parallel hinziehen — hier, an flachen Stellen, wo die Welle weit kriechen konnte, auseinandergezogen, dort, wo noch jetzt der See an einer steilen kleinen Eiswand hinaufspritzt, hart und nah aneinandergeschoben oder zu einer einzigen Welle zusammengeflossen. Im einzelnen hat auch hier die gleichmäßig wirkende Kraft des ununterbrochen anspritzenden Gewells an den unregelmäßigen Formen, die es vorfand, an großen Steinblöcken, Pfählen, angetriebenem Holz und älterem Eis wunderliche phantastische Gebilde geschaffen. Viele Eishüte, die oben auf Steinen sitzen, von der Welle, als der See noch höher stand, durch immer erneutes Spülen, das über dem Stein gefror, hergestellt und jetzt, da der See weiter sank, unten scharf abgeschnitten. An mehreren Stellen hat sich in Buchten, zwischen großen Steinen, ein Stück glatte Eisschicht bilden können. Mit dem Sinken des Sees ist das Wasser unter ihr geschwunden, schlägt jetzt nur noch mit dem Gewell hinein und vermehrt bei jedem Hineinspülen die Eiszapfen unter der niedrigen Decke, die Eissäulchen und -pfeilerchen, die den schmalen Spalt zu einer Stalaktitengrotte umgewandelt haben, in die es freilich etwas unbequem ist hineinzuschauen. Hier sind Schollen aufgebrochenen Eises wie ein Miniatur-Eismeer, mit aus der Fläche ragenden Riffen und Kanten, aufs neue erstarrt. Ein frostiger einsamer Badesteg ist an seinen langen Stützen und schrägen Verbindungsbalken umfroren, als stecke er in Eishosen. Wir wurden als Jungen nicht müde, stundenweit diesem Gebirgszug der er-

starrten Brandung nachzugehen, und hatten unsere Freude daran, immer neue seltsame Gebilde zu entdecken.

Das Schönste aber, was ein kräftiger Winter am Bodensee zu schaffen vermag, das ist die Eisdecke über dem Gnadensee zwischen Reichenau und Allensbach. Wenn es zwei, drei Wochen streng gefroren hat und nicht allzuviel Schnee gefallen ist, dann prüfen die Fischmeister das Eis; und wenn es trägt, wird aus Tannenbäumchen, die man in die glasig-dunkle Decke einhackt, ein Weg abgesteckt von Allensbach nach Mittelzell. Zehn Meter rechts und links kann man dann dem Eis unbedingt trauen, aber auch weiter, namentlich nach der Rundung der Bucht zu, ist es noch sicher. In ganz harten Wintern kommt es sogar vor, daß auch die anschließende, meist eisfreie oder nur mit dünner Decke überspannte, Bucht von Radolfzell ganz gefriert.

Wenn der Eisweg Allensbach-Mittelzell eröffnet ist, dann beginnt hier draußen ein lustiges Leben. Schlittschuhläufer aus Konstanz und von weiter her, zahlreiche Kinder aus den nahen Dörfern, Fußgänger und Handschlitten beleben die breite dunkle Eisfläche und verlieren sich, selbst wenn sie in ganzen Gruppen beisammen sind, dennoch in der grauen gleichmäßigen Weite. Auch der wirtschaftliche Verkehr zwischen Festland und Insel geht dann übers Eis: große holzbeladene Schlitten und Boote werden herüber- und hinübergeschoben, als hätten die Leute für ihre Frachten den Bau dieser glitzernden Brücke abgewartet. Alles freut sich des neuen Weges. Die meisten Läufer halten sich in der Nähe der abgesteckten Bahn oder fahren weit an den buchtigen beschneiten Ufern der Insel oder des Festlandes hin. Aber auch weit draußen in der Richtung auf die in der wintergrauen Dämmerluft verschwimmenden Hegau-

kuppen und den Schienerberg zu, sieht man Gestalten. Oft, besonders an nebligen Abenden, wenn auf dem Eise nach allen Seiten gleichmäßig lastendes Grau liegt und man schon wenige Meter vom Lande jede Orientierung verliert, haben sich Leute, die nach Radolfzell hinüber wollten, verirrt, sind auf den freien See hinausgekommen, wo die Strömung des Rheins kein tragendes Eis gefrieren läßt, und sind dort ertrunken.

Es ist ein wunderliches Gefühl, auf dem glasklaren dunklen Eise vom Ufer auf die Seetiefe hinauszulaufen. Noch sieht man deutlich den gelben Grund, Steine und Scherben, die auf ihm liegen, einen kurzen Bootspfahl, der heraufragt und mit seinem Kopf eingefroren ist. Langsam senkt sich der Grund. Schwindel faßt ganz leise den Läufer, wenn er sich so über der Flut schweben sieht, in die sein Blick metertief hinabdringt, und in der gar ein Fisch gerade unter seinen Füßen vorüberschnellt; erst, wenn er ganz über dem Grundlosen läuft, schweigt das schwindelnde Gefühl.

Wie das dröhnt, wenn fern ein Läufer herankommt! Die ganze Decke scheint zu zittern und der Ton des Stahles auf ihr nach allen Seiten ins Weite zu eilen. Die Läufer begegnen sich. Wieder verdröhnt der Stahlton auf der leichten Rauheit des Eises. Alle dreißig, vierzig Meter ziehen lange, schmale Risse durch das Eis; die beiden aneinanderstoßenden Flächen schwanken ein wenig, während der stählerne Schuh hinübereilt. Dort, nah dem Ufer der Insel, wird Nutzeis geschlagen; schon ist ein breites viereckiges Loch frei; ein Mann rudert eben mit langem Stecken eine große Scholle heran. —

An vielen Wintertagen liegt die Weite ohne Nebel in gleichmäßig trübem Grau, in dem die beschneiten Ufer flach,

ohne die Berghintergründe, sich müde hinziehen, als warteten sie nur auf die frühe Dämmerung, um wieder in Schlaf zu versinken. Kein Schiff ist zu sehen. Nur der schwarze Rauchball eines fernen Dampfers steht wie unbewegt über dem Horizont. So gehen Wochen hin, bis regenschwerer Föhn mit wolkendunklem Tauwetter von Süden kommt, durch die kahlen Wälder und Parke, über Wiesen und leere Acker fegt und alles plötzlich in ein nasses Schwarz taucht.

In den alten Städten am See sieht es winters trüb und einförmig aus. Das Hafentreiben, das im Sommer jedem Nestchen sein buntes Leben und für Stunden Pulsschlag und Verkehr gibt, ist erstorben. An den kleinen Haltestellen legt nur noch ein oder das andere Frachtboot an; an manchen, die im Sommer Fremden- und Vergnügungsorte mit großem Verkehr sind, liegt die Landungsbrücke mit verschlossenem Wartehäuschen monatelang unbenutzt — nur das Uhrwerk der Signalglocke arbeitet an den Nebeltagen. In den größeren Häfen landen die Kursschiffe mit wenigen Passagieren. Ihr Zweck scheint nur noch der Frachtverkehr. Sie liegen lange angeseilt. Fässer werden gerollt, Kisten auf eisernen Hebelkarren über die dröhnenden Bootsbrücken gefahren, Säcke geschleppt und Körbe getragen. Hat sich das Schiff langsam und schwerfällig dann aus dem Hafen herausgeschoben, scheint alles wieder ganz erstorben.

Jetzt regt sich das geistige Leben am See. Die verzitternden Wellen aus den Hauptstädten kommen langsam herangerollt: Theater, Konzerte, Vorträge. In das alte winklige Stadttheater ist eine Mimenschar eingezogen, deren Mitglieder die einzigen auffallenden Erscheinungen auf den zwei

Straßen sind, in denen mittags einiger Verkehr herrscht. Ein volkstümlicher Kunst- oder Geschichtsprofessor kommt zum Vortrag in einer durch wohltätige Stiftung errichteten Bildungsgesellschaft und speist nachher mit den Vätern und Leuchten der Stadt. Oder ein musikbegleiteter großer Sprechkünstler rezitiert den „Enoch Arden", und der gespendete Riesenkranz, dessen Schleife er dankbar mitnimmt, wird von der Hand eines trauernden Saaldieners nachher am Grab des Veteranenbundkameraden niedergelegt. Es ist gleichgültig, daß diese Bildungs- und Kultureinfuhr ein wenig zufällig und willkürlich gerät; sie erfüllt ihren Zweck doch, der letzten Endes — wie der der Liedertafel, des Rauchklubs, der Schachgesellschaft und des Bürgervereins auch — ein geselliger ist. So verfließt das Winterleben der kleinen Seestädte in stiller Abseitigkeit, in dankbarem und bescheidenem Anteilnehmendürfen. Aber sie haben auch ihr eigenes Dasein, das gerade im Winter, wenn es in sich abgeschlossen, ohne die starke Sommerberührung mit dem fremden, großen Verkehr, sacht hingleitet, den, der die enge Altertümlichkeit und die große Landschaft dieser Städte liebt, der sie kennt und hier irgendwie verwurzelt ist, viel lehrt. Das Leben hat in solchen winterlichen kleinen Verhältnissen Beziehung nur auf sich und seine nahe Gegenwart. Und das scheint der Grundwille alles Lebens, der sich uns, die wir mit der Öffentlichkeit eines Zeitalters verbunden sind und stark in dieser großen, nicht mehr persönlichen Allgemeinheit unser Glück und Unglück finden, immer wieder verhüllt, uns Gegenwart und Genuß verkümmert und, statt auf glücklichen Inseln leben, im küstenlosen Meer treiben läßt. In dem Winterleben stiller Abgeschlossenheit werden den Menschen die wenigen tiefen Wirklichkeiten

des Daseins bewußt: das Hingehen durch Gegenwart, durch schöne und graue Tage, das Wirken ins Nahe und Nächste, das Gefühl für das Zusammensein, Aufsteigen und Schwinden mit einer Menschengeneration, die — wie eine lose Schar von Spaziergängern, die sich in Gruppen besprechen, — zwischen den anderen Generationen hinschreitet, den älteren, die sie versagen und vergehen, den jüngeren, die sie werden, irren und tappen sieht; sie selbst, sie allein, für ihr Gefühl das Leben. Man lernt da kennen das Geachtetsein im nahen Kreis und ebenso das Vergessenwerden, das völlige, an das dem in der Öffentlichkeit eines Zeitalters mit lexikalischem Gedächtnis arbeitenden Menschen der Gedanke so schwer zu fassen und zu tragen wird, und das doch höchste Weisheit und Liebe des Lebens — und auch für die langdauernden Namen irgendwann die letzte, unvermeidliche Wirklichkeit ist. Man lernt das Sehen aller Dinge in nahen, unmittelbaren Maßen, nicht in den übertragenen einer wesentlich abstrakt gewordenen geistigen Welt des Gedankens, des Erfolges, des Ruhms. Ein alter Mann stirbt, den man immer mit seinem Hund auf der Straße traf; zwei Menschen, die man als Kinder täglich zur Schule gehen sah, heiraten; irgend jemand spricht von einem längst vergessenen Nachbarn, den er in seiner Jugend kannte, und der noch in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichte. Man fühlt fast körperlich die Zeit. Wie weit ist hier der Abstand bis in jene Tage, da noch kein Dampfer über den See fuhr — viel weiter als in der abstrakten allgemeinen Entwicklung der Zeitraum dieser hundert Jahre bis zu den Klassikern etwa und Napoleon. Und wie nah bleiben doch wieder fernste Zeiten, deren Kultur in den wechselnden Moden des Zeitgeistes verloren

ging, hier dem Menschen, wo eine nicht tiefgehende, spärliche und flüchtige Saison das stille Wirken des Menschheitsjahrtausends keinen Tag zu übertäuben vermag.
Weithin liegt heute klar und sonnig der See mit weißen, umeisten und beschneiten Ufern, und selbst die im Blau des Himmels grünsilbern schimmernde Zackenreihe der Alpen ist da. Eine fröhliche Schar junger Menschen kommt auf Schneeschuhen die glitzernden Uferhänge herabgefahren. Sie trinken mit dem zukunftoffenen Blick das Land und die Weite ein. Und wissen noch nicht, was es ihnen einst sein wird: eine sichere Nähe zur uralten, an Scholle und Heimat gebundenen Gesamtheit des Menschenlebens, die im raschen Getriebe der Großstadt und der jagenden Zeit dem Blick verhüllt und doch allein und für immer das Gültige ist. –

Meersburg

Wo der nördliche, in nordwestlicher Richtung sich zwischen die Waldfelsen von Bodman und Sipplingen streckende Arm des Bodensees, der Überlinger See, vom großen Becken des Obersees abzweigt, liegt am badisch-schwäbischen Ufer das alte Städtchen Meersburg, hart am Wasser. Der Wald und die Weinberge des langgestreckten Uferhügelzuges, über den die Höhen des Linzgaues herüberschauen, werden hier von steilen Felsen unterbrochen, auf denen die Oberstadt von Meersburg erbaut ist und die — nachdem sie, in einer niedrigen, der Seefläche nahen, Stufe vorspringend, der Unterstadt Raum gewährt haben — ebenso steil wie über uns in die schillernde, unter ein paar überspülten Felszacken bald undurchsichtig werdende, blaue Tiefe abfallen. Hier nagt die Flut unablässig, und von einem Ufergarten, dem des alten Wirtshauses zum „Wilden Mann", hat sie in den letzten Jahren manches Stück, Mauern, Lauben und Bäume, herabgerissen.

Ein ehemals bischöflicher Rokokopalast mit seinen Nebengebäuden ist das überragende Osteck der Oberstadt; mit steilem Süd- und Westabfall, so daß sich die Häuser, die an den Palastkomplex anschließen, im Halbkreis nach Norden ziehen müssen. Dem Halbkreis vorgelagert und von ihm durch eine Schlucht getrennt, erhebt sich der einzelne, einst durch unermüdliche Menschenhand freigelegte Fels, der die mitten über der Unterstadt aufragende Meersburg trägt. Dieses mächtigen getürmten Bodenseeschlosses älteste

Mauern stammen noch aus jener Zeit, da hier Konradin bei seinem Zuge nach Italien Deutschland auf immer Lebewohl sagte. — Ein aus der Schlucht aufgereckter haushoher Pfeiler stützt die Brücke, die von der Oberstadt ins Schloß führt. Durch die weinumrankten Zinnen des Burggärtchens gesehen, liegen die roten Dächer der Unterstadt wie eine Gruppe Strandhütten da. Der Blick geht über sie hinaus in die Weite des Sees und der Alpen. Einst war er durch einen hohen rußigen Fabrikschornstein gestört, der das Bild zerschnitt. Die wohltätige Himmelsmacht, das Feuer, hat vor ein paar Jahren die Fabrik, zu der er gehörte, in Asche gelegt. Ästhetisch weise hat man sie dann nicht wieder an der alten Stelle, sondern draußen vor der Stadt aufgebaut.

Das alte Meersburg ist nicht nur der malerischste Fleck am Bodensee, es ist eine der malerischsten Städte ganz Deutschlands. Mit seiner steilen Hauptstraße, seinen Treppen, Brücken, Türmen, Bogentoren gemahnt es an ein italienisches Bergstädtchen, mit seinen übereinander emporgewachsenen Giebeln, seinen enggedrängten Häusern, die fast alle noch die Linie der alten Stadtmauer respektieren, ist es deutsches Mittelalter. Gewiß hat es keine Einzelbauten aufzuweisen, die an Kunstwert etwa die Nürnberger Kirchen, Burgbauten oder Bürgerhäuser erreichten. Aber es ist im Gesamteindruck noch mehr Vergangenheit, weil es viel unberührter geblieben ist, weil es durchaus wie eine tote Stadt auf den Beschauer wirkt. Wenn man in der Dämmerung eines schönen Herbsttages durch die Gassen Meersburgs geht, so hat man die deutliche Empfindung, daß das Leben in diesen Gebäuden einst größer und herrlicher war, daß es jetzt nur noch um den Fuß der Architektur

spült, die es nicht mehr zu erfüllen vermag, daß die Schlösser und die hohen alten Häuser nur scheinbar noch bewohnt sind, in Wahrheit aber wie Gespenster in unsere Tage ragen. Brunnen rauschen, in der Schlucht am Schloß, das nur erst im Pförtnerfenster über dem Abgrund ein Lichtchen aufleuchten läßt, dreht sich ein riesiges Mühlrad, schwer und langsam; ein Ochsengespann mit einem Weinbottich schleppt die steile Straße herauf und hält vor einem der großen Tore, die in die Nacht der in den Fels gehauenen Keller hinabführen. Der Postwagen fährt durch das alte Tor, und mit dem Schatten der Dämmerung, der sich über den strichweis gewellten See lagert, heben die Glocken an. Deutsche Romantik mit all ihren heißen, sehnsüchtigen Empfindungen, mit ihrem weiten Heimatsgefühl, ihrer nie zu stillenden Wanderlust überkommt uns. Wir gehen in dem versinkenden Tag weiter, durch Torbogen, durch die Höfe der einst bischöflichen Gebäude, die in ihrer fürstlich weiten Anlage – sie gehören dem deutschen Rokoko an – auch unsere Gefühle weiten, das romanische Element der Romantik, Form, Schönheit, Ruhe der Linie, Süden in unserem Eindruck vortönen lassen, bis zum letzten dieser Hofhaltpaläste, der ehemaligen Priesterschule, in der jetzt ein Lehrerseminar untergebracht ist. Der Hof dieses Gebäudes ist ganz einsam. Im Geviert schließen die hohen Mauern, an denen man noch Überbleibsel gemalter Architektur und eine Sonnenuhr erkennen kann, einen Gartenhof ein, in dem der Spiegel eines Brunnenbeckens vom schläfrig fallenden Wasserstrahl leicht erschüttert wird, in dem hohe, nie vom Wind bewegte Tannen, fast wie Zypressen schlank, Sinnbilder des Abendschweigens sind.
Wir erleben die reichen, starken Gefühle, die der architek-

tonisch bewegte Stein, wenn er in der Weichheit der Dämmerungsstunde am tiefsten, verwirrendsten klingt, in uns erweckt. Wir stehen vor den Spuren der Geschichte. Das ist das Beste, was von ihr übriggeblieben ist, von ihr noch spricht: die große Architektur. Von geschichtlichen Ereignissen, die Meersburg berührt hätten, ist nicht zu reden. Aber in dem alten und dem neuen Schloß ist ein Stück Kulturgeschichte versteint: zwei Phasen in der Entwicklung der geistlichen Herrschaft in Deutschland. Carl Martell soll den ältesten jetzt umbauten Mittelturm des alten Schlosses errichtet haben; so deutet man, jedenfalls irrtümlich, das C. M., das man eingemeißelt fand und das wohl ein Bruchstück des Heiligen-drei-Königszeichens „C. M. B." gewesen ist. Der Erbauer des Schlosses, wie es heute ist, ist der Bischof Hugo von Breitenlandenberg, der seinen Sitz von Konstanz hierher verlegte. Dennoch ist es ein sehr weltlicher Bau von kriegerischem Aussehen, steilabfallend rings, nur über die Brücke zugänglich, umragt von vier unerschütterlich festen Türmen, deren einer freilich eine Kapelle birgt. Was diese Architektur ausdrückt, ist Stolz, Herrschaft, Macht, großes Kriegertum.

Weltlich ist auch die Stimmung des neuen Schlosses, das dem alten über der Schlucht gegenüber liegt. Aber es ist nicht mehr kriegerisch, nicht wuchtig, nicht herrischen Stolzes. Es drückt heitere Lebensfreude aus. Der italienische Baumeister, Bagnato, der es aufführte, hat keine Burg zur Verteidigung, sondern ein lachendes Lustschloß im Sinne gehabt, als er die steilen Felsen oben zu einer großen breiten Terrasse ebnete und einen lichten Palast mit schön gegliedertem, reichbemaltem Treppenhause in die deutsche Landschaft stellte. Noch heute, wo in diesem Schlosse eine Taub-

stummenanstalt untergebracht ist, geht der Eindruck fürstlicher Pracht, fürstlichen Reichtums von ihm aus. Die Geistlichkeit, die hier wohnte, ist nicht mehr selbst Macht des Schwertes, sie schmiegt sich mehr und mehr der politischen Macht an, die auch ihrerseits allmählich aus der kriegerisch befehlenden eine rein administrative wird, mit einem künstlichen, wohldurchdachten Apparat herrscht und der festen Burgen weniger bedarf. Diese Entwicklung zeigt sich gesteigert in der geistlichen Macht, die sie nicht nur als weltliche Herrschaft durchmachte, sondern auch auf dem Wege war, ganz aus der Regierung herausgedrängt zu werden. Der Fürstprimas Dalberg war der Letzte, der in dem Rokokoschloß als Bischof wohnte.

Ebenso reich wie die weltgeschichtlichen Bilder, die in diesen Steinen leben, sind die geistesgeschichtlichen Erinnerungen, die an Meersburg geknüpft sind. Das alte Schloß gehörte in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts dem bedeutenden Germanisten Freiherrn Joseph von Laßberg, der hier seine handschriftlichen Schätze sammelte und den Besuch berühmter Gäste empfing: die Brüder Grimm, Uhland, Schwab, Kerner und viele andere Männer der Zeit. Oft weilte bei ihm auch ein damals noch unberühmter Gast, ein altes, kränkliches Fräulein, seine Schwägerin, die in selbstloser Sorge und Teilnahme für ihre Verwandten aufging und deren Besuch immer erwünscht war. Sie schrieb freilich in ihren Mußestunden Verse; aber das nahm man in der Familie nicht allzu ernst. Und erst der Widerhall, der von draußen, aus der Weite des deutschen Landes, hereinschallte, mag auch in der Familie Aufmerksamkeit auf die geistige Bedeutung von Tante Nettchen erregt haben. Heute betrachten wir dieses alte Schloß mit den

freudig-ehrfürchtigen Gefühlen, die uns der Gedanke eingibt, daß Deutschlands größte Dichterin Jahre hier gelebt hat und hier gestorben ist. In zwei Töchtern Laßbergs lebt noch die Erinnerung an Annette von Droste-Hülshoff und nennt die Zimmer, in denen die Dichterin nacheinander wohnte: das Gemach über der Kapelle; das im nordwestlichen Turm, das so einsam liegt, daß die Mägde sich fürchteten, am Abend hinüberzugehen; das Zimmer links vom Eingang im unteren Teil des über das Tor greifenden Schloßflügels, in dem sie am 24. Mai 1848 starb. — Der Weg zum hochgelegenen Friedhof, durchs Obertor hinaus, läßt rechts über Gärtchen hinweg einen Weinberg und auf seiner Höhe ein kleines weitausschauendes Rebhaus sehen. Annette von Droste hatte Berg und Haus von dem Erlös der bei Cotta erschienenen Gedichtsammlung gekauft. Weiter führt der Weg zum Laßbergschen Erbbegräbnis, wenn er die Kirchhofspforte durchschritten hat, an einem altarartig hohen, auf Stufen stehenden phantastischen Dreikant vorüber, unter dem der alte Naturgeist Mesmer ausruht. Dann ist an einem Mauereck eine kleine kapellenartige Überdachung, die Gruft der Laßbergs. Der Leib der Annette von Droste ruht links davor an der Wand. Ihr Grabstein ist in gotischer Form gemeißelt und trägt das Drostesche Wappen. Efeu hängt überwuchernd darauf nieder. Die schöne gotische Linie des Steins wiederholt sich wie spielend in dem Maßwerke eines halbblinden schlanken Fensters, das von dem jenseits der Landstraße gelegenen Kirchlein über die hohe Mauer sieht. Sonst schauen nur die ringsum stehenden Obstbäume, die Wolken, die Ferne des Sees und der Alpen in den einsamen Frieden.

Die wundervollen Bodensee-Gedichte der Droste — „Mond-

aufgang", „Die Schenke am See", „Das alte Schloß", „Lebt wohl!" u. a. — sind hier in Meersburg oder auf nahen Strand- und Waldwanderungen der Dichterin entstanden. Manches Bild des alten Städtchens und der umgebenden Natur ist in ihnen festgehalten. Am unvergeßlichsten ist mir diese tiefe Herbststimmung eines Gedichtes, durch das die Novembernebel des Sees dahinziehen:

„Über Gelände, matt gedehnt,
hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt,
müde, müde die Luft am Strande stöhnt
wie ein Roß, das den schlafenden Reiter trägt.
Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
im öden Turme kein Heimchen schrillt.
Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
in dem zitternden Element."

Von dem kleinen Friedhof, auf dem Annette von Droste und Mesmer ausruhen, zurückkehrend, werfen wir noch einen Blick auf das schlicht vornehme Bürgerhaus, in dem Mesmer 1815 hochbetagt starb. Dann steigen wir, ehe wir mit dem letzten Abendschiff heimwärts fahren, auf den Edelstein, einen Rebhügel über der Stadt, der eine der schönsten Bodensee-Aussichten gewährt. Hinter uns Wald- und Weinberge, auf deren letzter, zum See abfallender Welle wir stehen: sie zieht sich rechts nach Westen, waldig, buchtig, mit der geschlängelten Uferstraße und ihrer Baumlinie, mit Rebhäuschen, die hervorlugen, geschmückt, bis ans ferne Ende des Sees. Vor und tief unter uns der im späten Nachleuchten des Sonnenuntergangs dunkel glühende See, auf dem unser Dampfer eben weit drüben zur Insel Mainau fährt, gegenüber die Ufer der Konstanzer Halbinsel, wie in die Dämmerungswellen der Flut eintauchend, südlich und östlich über die jetzt ganz eng zu-

sammengedrängte Stadt, groß, weit und silbern die Alpen; am mächtigsten das breite Massiv des Säntis und Altmann.

Während es dunkelt, gehen wir zum Hafen, wo nun im Wasserspiegel das bunteste Lichterspiel beginnt, von den vier, zum Teil gleichzeitig anlangenden Dampfern, die nach Konstanz, dem Überlinger- und dem Obersee abfahren.

Wir steigen ein. Noch ragt Meersburg mächtig auf. Aber schon nach wenigen Schlägen der Räder streckt sich der Uferhügelzug, wird die Landschaft breit, und von Meersburg sieht man nur noch die Hafenlaternen, kleine, winzige Lichtpunkte über der mit der Nacht schwarz zusammenwogenden Flut.

Mesmer

In seiner Novelle „Der Magnetiseur" läßt E. Th. A. Hoffmann den Titelhelden von der durch Mesmer entdeckten Naturkraft sagen: „Ist es denn nicht lächerlich, zu glauben, die Natur habe uns den wunderbaren Talisman, der uns zum König der Geister macht, anvertraut, um Zahnweh oder Kopfschmerz oder was weiß ich sonst zu heilen? Nein, es ist die unbedingte Herrschaft über das geistige Prinzip des Lebens, die wir, immer vertrauter werdend mit der gewaltigen Kraft jenes Talismans, erzwingen." Diese Worte spiegeln mehr das große antiphilistrose Grundgefühl Hoffmanns als seine wahre Meinung über den Mesmerismus wieder, wie andere Stellen in seinen Erzählungen zur Genüge beweisen. Jedenfalls aber vermitteln sie eine Auffassung der mesmerischen Lehre, die von ihrer rein medizinischen Bedeutung absieht. Es kommt uns nicht mehr auf das Phantom einer „unbedingten Herrschaft über das geistige Prinzip des Lebens" an, wohl aber auf das Anschauen dieses geistigen Prinzips in seiner Tiefe. Dazu ist Mesmers Lebenswerk zweifellos ein Beitrag. Nur dieser rein geistige Gehalt seiner Lehre soll uns hier beschäftigen, ohne daß wir darum jeden Seitenblick auf sein naturwissenschaftliches Erkennen vermeiden wollen.

Mesmer stammt aus dem Seekreis. In Iznang, einem Örtchen in der Nähe von Konstanz, das am Fuß des Schienerberges über einer Bucht des Untersees der alten Stadt Radolfzell gegenüberliegt, wurde er 1734 geboren.

Justinus Kerner erzählt: „Es zeigte sich bei ihm hauptsächlich eine besondere Neigung zu den Wassern, zu den lebendigen Quellen und Bächen, denen er immer nachging und ihren Ursprung und Lauf untersuchte." Nachdem sein reiches Leben ihn durch Österreich und Frankreich geführt, kehrt er als Greis 1812 nach Konstanz in seine Heimat zurück. In Meersburg, wo er 1815 starb, steht auf dem Friedhof ein dreikantiger, mit symbolischen Zeichen geschmückter Opferaltar: das ist sein Grabstein. Und bei Stein am Rhein soll nach freilich ungeprüfter, in einer dort angesessenen Familie erhaltener Überlieferung eine Begegnung Mesmers mit Goethe stattgefunden haben. Etwa 1855 trug Kerner sein kleines Buch über Mesmer zusammen. Es ist merkwürdig und kennzeichnend, daß damals nur noch wenig über die Lebensumstände Mesmers zutage gefördert werden konnte. Eine Stimmung von Einsamkeit und Verschlossenheit fällt damit über sein Leben: als habe er mit anderen Menschen immer nur wissenschaftlich oder ärztlich verkehrt und sei ihnen im Grunde fremd geblieben.

Seine seit frühester Zeit von vielen eifrig verfochtene, von anderen bekämpfte, immer umstrittene Lehre von der Wechselwirkung, der man vielleicht vorwerfen darf, daß sie eine individuelle, ihm und einzelnen anderen verliehene Kraft verallgemeinerte, hat ihn bald zu einer europäischen Persönlichkeit gemacht. Er muß in der Tat, selbst wenn seine ganze praktische Lehre nur ein großer Irrtum sein sollte, durchaus als ein bedeutender, seine Umgebung und seine Zeit beeinflussender Mann genommen werden. Zeugnis dafür ist sein rascher und großer Erfolg in Frankreich, wohin er 1778 von Wien aus ging und wo er trotz aller Bekämpfung durch die Schulmedizin zwanzig philanthro-

pische Institute mit magnetischer Behandlung einrichten konnte.

Den Einfluß, der von ihm ausging, bewahren uns auch Einzelberichte von Zeitgenossen. Bei Aderlässen soll sich das Blut merklich geändert haben, wenn Mesmer nähertrat und sich wieder entfernte. Die Wirkung mesmerischer Striche durch die Wand oder in die Ferne, z. B. mit dem Schall, wenn er die Hand auf den Rand eines Horns legte, oder durch einen Spiegel, wird mehrfach bestätigt. Ein Augenzeuge, der den greisen Mesmer in Konstanz aufsuchte und seinen unentgeltlichen magnetischen Kuren zusah, spricht von der „wunderbaren Kraft der Einwirkung auf Kranke bei dem durchdringenden Blick oder der bloß still erhobenen Hand" Mesmers.

Diese Wirkung ging vielleicht zunächst rein von der physischen Kraft des Magnetiseurs aus; sie wurde jedenfalls erhöht durch die Macht der hinter der physischen stehenden geistigen Persönlichkeit, die in ringenden Gedanken wie in inneren Schicksalen gereift und erstarkt war. Dieser klare, kluge Repräsentant der Aufklärungszeit, wie er sich namentlich in dem Entwurf eines idealen Bürgerstaates (im zweiten Teil des „Systems der Wechselwirkungen") zeigt, war zugleich Mystiker und ein das Weben der Natur durchforschender Geist, die er ganz innerlich anschaute. Mesmer gilt in naturwissenschaftlicher Hinsicht gemeinhin als Phantast. Allerdings besaß er die nachschaffende Phantasie, ohne die ein lebendiges Erkennen undenkbar ist. Sie mag ihn manchmal zu Irrtümern geführt haben. Daß sie ihm auch große Wahrheiten vermittelt hat, ist ohne Frage. Es wird seinem Ruf als Naturforscher nicht schaden, daß er den Zusammenhang aller organischen Entwicklung deutlich sah, daß man

ihn als unbewußten Darwinisten bezeichnen kann. Er spricht einmal davon, daß das Tier seine Wurzeln aus dem Erdreich genommen und als Magen in seinen Körper versenkt habe. So kann man auch die grundlegende Lehre des Darwinismus aussprechen. An einer anderen Stelle betont er die Möglichkeit, daß der Schlaf — als solchen bezeichnet er ausdrücklich das Leben der Pflanze — der dem Menschen natürliche, ursprüngliche Zustand sei: dem Zweck des Vegetierens am unmittelbarsten entsprechend. „Könnte man nicht behaupten, daß wir nur wachen, um zu schlafen?" Man halte daneben die der Entwicklungslehre eigentümliche Anschauung, daß der menschliche Geist sich nur als Waffe im Daseinskampfe entwickelt habe, unser ursprünglicher Zustand aber dumpf und unbewußt sei.

Mesmer gliedert seine durch Erleben gewonnenen Anschauungen in ein skizziertes metaphysisches System ein. Das hat den Vorteil, daß er selbst einige der tieferen Konsequenzen seiner Ideen ziehen und uns vorweggeben muß; ungünstig aber bleibt, daß er nun nicht in dem Maße gezwungen ist, jede Einzelerscheinung — die er durch Eingliederung in das System genügend motiviert zu haben glaubt — so anschaulich lebhaft zu schildern, daß sie aus sich selbst allein den Leser von ihrer Wahrheit überzeugt. Das System verhüllt uns zunächst auch den Ausgangspunkt, von dem Mesmer in sein Gebiet eindrang.

Eine besondere Art der Weltanschauung muß in der Persönlichkeit, die zu ihr finden soll, vorbereitet sein. Sie mag — zumal wenn in ihr so sichtlich praktische Konsequenzen liegen — am Anfang, ehe sie sich runden konnte, nur als der Spiegel besonderer zufälliger Erfahrungen erscheinen. Am Ende, wenn das ganze Leben eine ursprüngliche Ver-

anlagung umströmt und Zeit gewonnen hat, sich um das bewußte oder unbewußte Grundprinzip zu kristallisieren, wird sich dies Gebilde ganz zum Ausdruck der Persönlichkeit wandeln.

Mesmer sagt: „Nach und nach sammelten sich die Bemerkungen in meiner Seele, so wie sich die Stunden meines Lebens häuften." Mesmer hatte Anteil an der einen Seite des Künstlers, der inneren unbeirrten Entwicklung, dem aufnehmenden Reifen; nicht an der anderen: dem Festhalten, dem Gestalten und Verbinden seiner äußeren Erlebnisse mit dem inneren Reifen, dem Widerspiegeln des Weges, den man ging.

Der ersten äußeren Anregung, die Mesmer zu sich erweckte, kann nur ein Zufallswert beigemessen werden. Es ist ziemlich gewiß, daß er als junger Arzt durch Beobachtungen an Kranken auf den Einfluß achten lernte, den die großen Himmelskörper, insbesondere Sonne und Mond, auf den tierischen Organismus zu üben scheinen. Seine Doktordissertation handelte von dem Einfluß der Himmelskörper auf die Erde. Er forschte vorurteilslos und fand scheinbar fernliegende und doch deutliche Bestätigungen. Mit richtigem Blick sah er in alten Volksmeinungen, Aberglauben und ähnlichem keinen Unsinn, sondern, wenn auch erstarrte und verderbte, dennoch schätzbare Überreste einer ursprünglichen Erfahrungswahrheit. So ging er forschend bis auf vergessene astrologische Ansichten zurück. — In seiner Praxis empfand schon der junge Mesmer schmerzlich, daß es kein direktes, auf die Nerven wirkendes Heilmittel gab. Er geriet, nicht unbeeinflußt von seinen astrologischen Studien, auf die Vermutung, daß dieses „ein Agens nicht wägbarer Materie sein müsse, ein Prinzip der Belebung". In dieser

Vermutung lag gleichzeitig eine Erklärung des von ihm ausdrücklich als wechselseitig angenommenen Einflusses der Himmelskörper, die sich fast ganz mit der bekannten Ätherotheorie deckt; nur nimmt Mesmer einen noch feineren Weltstoff an. Dieser Einfluß „bewirke sich durch einen Mittelstoff oder durch eine Flut, worin alle Wesen in einer Art von Berührung so untereinandergemengt sind, daß dadurch eine einzige Masse von der ganzen Welt gebildet wird". Wir sind „eingetaucht in den Ozean der Allflut". In diesem Ausdruck bekundet sich eine kosmisch, pantheistisch empfindende Persönlichkeit. Noch deutlicher tritt sie in seiner Anschauung vom Entstehen der Körper, Formen und Gestalten hervor. Alle Gestalten werden erzeugt von den beiden großen Kräften des Alls: Ruhe und Bewegung. Er gibt für seine Anschauung ein etwas triviales, aber eindeutiges und klares Bild: ein großes Glasgefäß sei mit Butter gefüllt, in dem sich unsichtbar — in Farbe und Aussehen der Butter ganz gleich — eine Wachsfigur befindet. Eine Form ist nicht vorhanden: wir haben den Zustand der absoluten Ruhe. Erhitzen wir das Gefäß solange, bis die Butter schmilzt, das Wachs dagegen noch nicht aufgelöst wird, so haben wir den Zustand der Welt: Ruhe und Bewegung; die Bewegung durch die ihr im Wesen verwandte Wärme hervorgerufen. Wir haben Form und Gestalt. Erhitzen wir das Gefäß weiter, bis auch die Wachsfigur schmilzt, so haben wir den Zustand der absoluten Bewegung und wieder keine Form, keine Gestalt. Wenn wir des Gefühles, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist, ganz teilhaftig sind, so muß dies triviale Bild Bedeutung für uns gewinnen.

Als ein Spiel der beiden Kräfte Ruhe und Bewegung

stellt Mesmer das körperliche Leben des Menschen dar. Mit der Geburt — richtiger wohl: in der Empfängnis oder der Entstehung des Spermazoons — tritt Leben aus dem Reich absoluter gestaltloser Bewegung in den Doppelzustand der Bewegung und Ruhe ein. Nun beginnt eine langsame (oder bei tödlichen Krankheiten plötzliche) Verfestung, die zum Zustand der absoluten Ruhe, zum Tode führt. Es leuchtet sofort ein, daß die Widersprüche, die in diesem Schema — wie in allem Schematischen — liegen, daher rühren, daß wir vom Zustand der absoluten Bewegung vielleicht sinnvoll zu sprechen vermögen, jedenfalls aber den Zustand der Ruhe nur in seiner Verbindung mit der Bewegung kennen und ihn absolut auch nicht denken können. Wenn Mesmer dagegen mit seinem Schema nichts anderes sagen wollte als: daß das Leben einer Einzelform eine langsame Verfestung sei, die im Tode einen Augenblick lang — wenn das der Form eigentümliche Leben entflohen ist, das neue der Verwesung noch nicht eingekehrt scheint — uns als ein Gleichnis der absoluten Ruhe bedünken mag, so lösen sich die Widersprüche. Allerdings hat dieses Schema mit Mesmers Grundanschauung über die Entstehung der Gestalten, dann nicht mehr logischen, sondern nur noch symbolischen Zusammenhang. Unerörtert bleibt — und hier beschattet vielleicht der Rationalismus Mesmers Gesichtsfeld — die Frage nach der psychischen Entwicklung im Leben. Sie geht im Peripherischen der körperlichen Verfestung parallel, im Zentralen scheint sie ihr direkt entgegenzugehen, wahrhaft „ein Entwerden" zu sein. Ich erinnere an Jean Pauls Unterscheidung: „Das Äußere, das Innere eines Menschen kann sterben, aber nicht das Innerste."

Aus der Anschauung von der Allflut leitet Mesmer seine medizinische Lehre her. Er nimmt an, daß die ganze Welt fortwährend durchströmt sei von Flutreihen dieses feinsten Stoffes, die nach allen Richtungen gehen. Eine ähnliche Annahme ist hypothetisch auch von einigen Astronomen zur Erklärung der Gravitation herbeigezogen worden. Wo diese Flutreihen nun gezwungen sind, die Zwischenräume fester Körper zu passieren, beschleunigen sie sich und es entstehen Stromschnellen. Das sind die uns bemerkbaren sogenannten magnetischen Ströme. Diese Ströme sind sein Hauptheilmittel. Aber in der Allflut sah Mesmer noch anderes. Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß auf demselben Boden, auf dem im vierzehnten Jahrhundert einer der Männer, die aus sich wie aus dem Quell des Seins geschöpft haben, lebte: der Mönch Heinrich Suso, — daß hier der aufgeklärte Arzt Mesmer geboren ist, der auf seinem Wege zu ähnlichen Anschauungen gelangt, wie der Mystiker. „Ich bereute die Zeit, die ich anwandte, Ausdrücke für meine Gedanken zu suchen. Ich fand, daß wir jeden Gedanken unmittelbar ohne langes Nachsinnen in die Sprache einzukleiden pflegen, die uns die bekannteste ist. Und da faßte ich den seltsamen Entschluß, mich von dieser Sklaverei loszumachen. So gewaltig war meine Einbildungskraft gespannt, als ich dieser abstrakten Idee Wirklichkeit, Einkleidung gab. Drei Monate dachte ich ohne Worte. Als ich dies tiefe Nachdenken endete, sah ich mich voll Erstaunen um. Meine Sinne betrogen mich nicht wie vorhin . . ."

Wie wir die Sterne nicht sehen können, wenn die Sonne scheint, sagt Mesmer an einer anderen Stelle, so hindern unsere äußeren Sinne oft das Leben und Wirken unseres

inneren Sinnes. Auf diesen wirkt nach seiner Anschauung die Allflut direkt ein, so daß der Mensch, wie man im somnambulen Schlaf, wo die äußeren Sinneswerkzeuge außer Tätigkeit gesetzt sind, beobachten kann, in einem ununterbrochenen Zusammenhang mit der Natur steht. Er glaubt, diesen inneren Sinn im Nervensystem erkannt zu haben. Mit ihm verbindet er nun eine sehr wichtige, für das Verständnis der menschlichen Entwicklungsgeschichte fast unentbehrliche Hypothese. Die Ansteckung der Meinungen, der Sitten, die oft plötzliche Umstimmung ganzer Epochen, die Wirkung des Willens starker Charaktere, der Segnungen und Verfluchungen und alles dessen, was heute unter den Begriff der Suggestion fällt, sind ihm durch die Allflut vermittelte Wirkungen auf den inneren Sinn. Was die Luft für den Schall, der Äther für das Licht, ist der feine Flutstoff für den Gedanken. —

Vielleicht ist unser naturwissenschaftlich eingeengtes Denken durch die, selbst für den Pfahlbürger wunderbaren, Entdeckungen der drahtlosen Telegraphie und der Röntgenstrahlen wieder einmal für eine Zeitlang von seiner Banalität und Überhebung so weit befreit, daß wir auch diese Gedanken, ohne spöttisch zu lächeln, zu erwägen imstande sind. Mesmer hat hier unzweideutig die völlige Durchdringung des Alls mit Geist ausgesprochen. Das ist eine, infolge ihres näheren Haftens an dem Gleichnis des Vergänglichen, gröbere Form des Pantheismus, als er sich sonst bei Mesmer ausspricht. Worte wie: „Das Wollen des belebten Körpers ist nichts im Wesen Unterschiedenes von dem Fallen des unbelebten"; oder: „Die Moral ist eine unsichtbare Physik" drücken seinen reinen Pantheismus aus. Mit den Anschauungen des Okkultismus deckt sich

Mesmers Gedanke, daß alle Wesen Materialisationen nach innerem Bilde seien, und die von Mesmer angenommene Möglichkeit einer Fernerscheinung, „nachgeformt sogar auch durch die bloße Existenz der ursprünglichen Form". Er sieht also in der Tatsache der Existenz, des Daseins wesentlich anderes als die gewöhnliche Auffassung; nicht einen Zustand, sondern eine fortgesetzte und beliebig weit reichende Zeugung.

In diesen mesmerischen Gedanken liegen Werte für uns, die von der Wahrheit oder Nichtwahrheit seiner magnetisch-medizinischen Lehre unabhängig sind.

Der Philosoph vom Glaserhäusle

Die Altersjahre Fritz Mauthners, der sich am Bodensee auf dem hohen, weit nach Süden ausschauenden Weinbergsufer bei dem alten Felsen- und Mauernest Meersburg angesiedelt hat, weit genug vom nächsten Nachbarn und von dem grauen vergessenen Städtchen entfernt, um in seinem, schon von der Droste gekannten und besuchten „Glaserhäuschen" und im Garten über dem Hang mit der nahen und weiten Natur allein zu sein — die Altersjahre Fritz Mauthners gehören philosophischen und philosophisch-dichterischen Arbeiten, von denen an die Öffentlichkeit kamen: kürzere Essays über Aristoteles, Spinoza; eine Dichtung „Der letzte Tod des Gautama Buddha", deren Schlußteil „Die Bestattung des Dauergedankens" mit seiner Schilderung völligen Vergessens, Nichts-mehr-wissens sich in große Höhe erhebt; die von ihm herausgegebene „Bibliothek der Philosophen" und sein großes, umfassendes, zweibändiges „Wörterbuch der Philosophie", das sowohl eine Fortsetzung wie auch das praktische Ergebnis seiner „Kritik der Sprache" ist.

Mauthner hatte diesem Werke ursprünglich den Titel geben wollen: „Das Wörterbuch der Philosophie". Er sagt darüber in seiner fast ein Buch gewordenen Einleitung: „Freunde, zu deren Charakter nicht eben Ängstlichkeit gehört, rieten ab. Ich sollte den bestimmten Artikel weglassen; ich sollte den Schein der Eitelkeit vermeiden, als lebte ich in dem Glauben, das einzig richtige, das einzig wertvolle

Wörterbuch der philosophischen Begriffe gegeben zu haben. Der bestimmte Artikel in der Überschrift meines Buches hatte aber einen ganz anderen Sinn: Resignation, ein Bescheiden sollte das Wörtchen wie ein Auftakt ausdrücken. Diese wenigen hundert Wörter, deren Bedeutung im Laufe der Zeiten gewechselt hat, an Kraft und Inhalt bald zugenommen, bald nachgelassen hat, nicht selten in ihr Gegenteil umgeschlagen ist, über deren Bedeutung nicht einmal die Philosophen der Gegenwart einig sind, diese paar hundert Wörter, mit deren Hilfe wir eine Erkenntnis der Wirklichkeit noch weniger fassen und erreichen können, als mit Hilfe minder abstrakter Wörter: das ist das Wörterbuch unserer Philosophie."

Schon hierin spricht sich die uns bekannte feine, ironisch-skeptische Persönlichkeit dieses klugen, geistvollen Schriftstellers aus, der kein Wort ohne Bedacht setzt, dessen Altern sich uns eigentlich nur zeigt als ein immer tieferes, immer reiflicheres Bedenken aller Worte, ein zunehmendes Bedächtigwerden, welches die Form seiner Skepsis ist: das Abweisen der schnellen, landläufigen, vom Marktgebrauch der Sprache diktierten Urteile und Gedanken zugunsten des schließlichen Anzweifelns auch des Fundaments. Ich will in dem Zitat über den Titel des Werkes noch fortfahren, weil kein fremdes Wort die Grundlage des Buches so charakterisieren könnte, wie es diese Zeilen tun, die mir in Tonfall und Stil auch die stete überlegene Liebenswürdigkeit des Polemikers Mauthner anzudeuten scheinen:

„Ich fügte mich; nicht um dem Vorwurfe der Eitelkeit zu entgehen, sondern nur deshalb, weil ein stilgerechter Titel zu verlangen scheint, daß ein wissenschaftliches Buch die

persönliche Note des Verfassers nicht schon in der Überschrift anklingen lasse, weil ich vom Leser nicht verlangen kann, daß er den schlichten Titel oder gar sein erstes Wörtchen schon als eine melancholische Äußerung verstehe. Ich muß schon zufrieden sein, wenn mein guter Leser mir auf allen schwierigen Wegen und Seitenwegen dieser Untersuchung gefolgt ist und dann mit der stolzen Enttäuschung einer erworbenen Docta ignorantia ausruft: „Das also ist das Wörterbuch der Philosophie." Und werde froh sein, wenn ein ganz guter Leser am Ende des Weges sich sagen muß: Die skeptische Resignation, die Einsicht in die Unerkennbarkeit der Wirklichkeitswelt ist keine bloße Negation, ist unser bestes Wissen; die Philosophie ist Erkenntnistheorie, Erkenntnistheorie ist Sprachkritik; Sprachkritik aber ist die Arbeit an dem befreienden Gedanken, daß die Menschen mit den Wörtern ihrer Sprachen und mit den Wörtern ihrer Philosophie niemals über eine bildliche Darstellung der Welt hinausgelangen können."

Dieser Autor erweckt, wie ganz wenige, immer dem Leser das Gefühl, daß er in voller, klarer, bewußter und geliebter Harmonie, in völliger Einigkeit mit sich, seiner Situation, seinem Lebensalter, zugleich spöttisch, freudig und freundlich lächelnd das Seine tut — genau das Seine: daß ihn davon nichts fortzulocken vermöchte, daß er es nicht über- und auch nicht unterschätzt. Seine feine Selbstironie läßt immer die tiefere Allironie mit anklingen: so sieht er sich nur der Idee, nicht den lieben Mitmenschen gegenüber mit Lächeln begrenzt und wahrt den Wert seiner Persönlichkeit. Mir ist selten jemand in dem Maße wie Fritz Mauthner als ein Philosoph erschienen — im antiken Sinn: als ein Weiser, ein Lebensweiser, der zur Heiterkeit des Denkens

aufgestiegen ist und zu einem reinen klaren Alter; dessen System — wenn er etwa in seinen jungen Jahren eins gezimmert haben sollte, mit dem er, sozusagen: durch Personalunion, noch verbunden ist — uns ganz unwesentlich sein kann, von dessen Geist wir aber alle Erscheinungen des Lebens berührt wissen, in dem wir die Summe des Lebens einmal zusammengeflossen fühlen; der uns deshalb immer bereichert. Es ist sicher, das es keine sympathischere Art des Philosophen geben kann als den liebenswürdigen Skeptiker, der undogmatisch, eingehend jeder Meinung gerecht werden kann, der aus dem „Que sais-je?", das er mit Montaigne teilt, Stil, schriftstellerischen Takt und Benehmen gemacht hat.

Wenn man sich mit Mauthner und seinem Wörterbuch beschäftigt, gleichviel bei welchem Stichwort, kommt man immer mehr zu der Überzeugung, daß Skepsis überhaupt nichts anderes ist als Sprachkritik. Den Dingen und Tatsachen gegenüber, die wir ja nur hinnehmen können und hinnehmen müssen, ist Skepsis offenbar sinnlos, unmöglich. Aber den Gedanken, Erklärungen, Behauptungen, Weltanschauungen — also den Worten — gegenüber ist Skepsis nicht nur möglich; den Worten gegenüber ist sie schon bei den einfachen Handlungen des täglichen Lebens als sogenannte Vorsicht geboten: Sprachkritik. —

Es ist offenbar eine früher vorhandene, jetzt wohl überwundene Zwiespältigkeit von Kritiker und Dichter, Philosoph und Dichter in Mauthner, die ihn zu seiner Sprachkritik geführt hat.

Der reine Philosoph kommt vielleicht am letzten dazu, die Sprache einer skeptischen Kritik zu unterwerfen: er lebt im Inhalt der Gedanken, schafft sich dann freilich eine

Theorie der Form des Denkens, wobei er aber die Sprache immer nur als Hilfsmittel des Ausdrucks, nicht als Träger des Denkens empfindet — und deshalb oft stilistisch vernachlässigt!

Der reine Dichter, der mit der Sprache schafft, immer wieder ihren Reiz, ihre Musik, ihre Bildkraft genießt, wird sich ihrer nur freudig, bejahend bewußt als des wunderbaren Stoffes, in dem er schafft, als des fügsamen Materials, aus dem er immer neue Gefühle, Berauschungen, Sensationen, immer neue Wirklichkeiten bildet, die die Sprache nicht als Abbild der sichtbaren Welt, sondern wie aus sich, aus dem Geschehen in ihr, gibt. Er hat noch weniger Anlaß dazu, der Sprache gegenüber mißtrauisch zu werden: er kann sie auf Dauer, Biegsamkeit, Klarheit untersuchen, umbilden, entwickeln, reinigen, bereichern; aber er wird sie, die in sich ein selbständiges Leben von Erregungen für ihn hat wie etwa die Töne für den Musiker, nie in ihrem Fundamente anzweifeln. Der philosophische Dichter und dichtende Philosoph aber, der sich, soweit er Dichter ist, ganz der Sprache bewußt wird, muß dann, wenn der Philosoph stärker in ihm wird und er dieser selben Sprache sich zu Erkenntnissen bedienen will, bald erkennen, daß sie ihn mit Bildernebeln umgibt, daß nichts Festes in ihr ist, was über den gefühlbegleiteten Sinnenbildern greifbar bliebe, was eine ruhende Gültigkeit hätte; daß die Worte sich je nach ihrer wechselnden Umgebung gänzlich wandeln können, und daß wir überhaupt kein Mittel haben, um einen, sagen wir: mathematisch genauen begrifflichen Inhalt von Worten allgemeingültig festzustellen — als wieder Worte, die wandelbar sind und nicht bei zwei Menschen ganz das gleiche hervorrufen, ja, in etwas auseinanderliegenden Epochen

nicht einmal in ihrem ganz allgemeinen, weitest umschriebenen Begriffsinhalt sich zu decken brauchen. Da wird er gedrängt, von dem in Wortreihen sich vollziehenden Nachdenken über die alten Probleme Welt, Zeit, Raum, Ewigkeit, Gott abzulassen, um zunächst einmal die Worte zu untersuchen mit denen er diese Probleme bezeichnet. Ich weiß nicht, ob ein ganz ehrlicher philosophischer Geist dann je wieder von der Sprachkritik zum Spiel mit den Begriffen kommen wird, ob nicht nach einer solchen Einsicht all sein philosophisches Denken zum mindesten die Form der sprachkritischen Untersuchung immer beibehalten wird. Wie jener Philosoph, von dem die Anekdote erzählt, daß er bei der Schwierigkeit einiger Erklärungen darauf verfiel, erst einmal nachzudenken, was denn Erklären sei und der den Rest seines Lebens dann an diesem Erklären des Erklärens hängen blieb. —

Für einen Geist, der sich der Gezwungenheit — und damit der teilweisen Unwahrheit — jedes philosophischen Systems, das vorgibt, gewissermaßen der Begriff der Welt, die entkörperte, in geistigen Zeichen nachgebildete Welt zu sein, bewußt geworden ist; der also das Systembilden — das immer, nach einem Goethischen Ausdruck: „die Fülle der Phänomene verkümmert" — im tiefsten von sich weisen muß, führt philosophischer Trieb, Erkenntnistrieb notwendig zum Angreifen einzelner Denk- oder Lebensprobleme; die er nicht bis zum Letzten, Absoluten (was nach Mauthner übrigens ein gegenstandsloser Scheinbegriff ist!) untersucht, nicht zurückführt oder ableitet, sondern die er in ihnen selbst, in bezug auf sie selbst darstellt, auf der Basis irgendeiner nahen, nicht allzu abstrakten Gegebenheit. Als Relativitäten! Ist ein solcher Geist in das Problem der Sprachkritik ein-

gedrungen — das Mauthner als Erster so umfassend aufgerollt hat, das aber natürlich vor ihm schon anklingt, z. B. bei Goethe — so ergeben sich seine Aufgaben einfach und deutlich aus der Reihe der wichtigsten, meistgebrauchten oder scheinbar inhaltreichsten, philosophischen Worte (wie klug und fein sagt Mauthner: „Persönlich ist die Auswahl der Wörter oder Begriffe geworden, deren Geschichte und Kritik ich vorlege; auf annähernde Vollständigkeit, auf dieses Ideal eines Nachschlagebuches und Fremdwörterbuches der Philosophie, mußte ich von vornherein verzichten, wenn ich mein Alter und die nachlassende Kraft erwog" ...). Diese Worte sind seine, von jedem System abgelösten, Einzelprobleme — und das Wörterbuch, die alphabetische Ordnung, ist eigentlich das einzige System, in der ein solcher Geist seine Resultate zusammenstellen kann. Wobei, da die Wurzeln mancher Worte in gleiche Tiefe und gleichen Grund hinabreichen, Wiederholungen nicht immer vermieden werden können, die ein anderes System vielleicht entbehrlich gemacht hätte; wie ich dies für die meines Erachtens wichtigsten Aufstellungen Mauthners für die drei Arten, in denen die Sprache die Welt auffaßt, als „adjektivische, substantivische und verbale Welt" feststelle. —

Ein so entstandenes philosophisches Wörterbuch mag auch als Nachschlagebuch dienen und wird als solches Segen stiften. Wer etwa dem Begriff „absolut" in einer philosophischen Schrift begegnet und ihn dann bei Mauthner nachschlägt, kehrt nicht nur um die Wortgeschichte und den Bedeutungswandel dieser sieben Buchstaben bereichert an die Lektüre seines Philosophen zurück —, sondern auch um eine starke Gabe Skepsis, Kritik und Einsicht vermehrt. Er steht gewissermaßen jetzt nicht nur besser im Zusammenhang

dessen, was er liest, sondern hat schon die Möglichkeit, sich über diesen Zusammenhang zu erheben; was er, worauf Wert zu legen ist, durch einfaches Sich-nicht-betrügen-lassen erreicht, nicht durch eine eindrücklichere Täuschung, die ihm ein anderer vormacht. — Und doch liegt hier eigentlich gar kein Nachschlagebuch vor, sondern eine Gedankenarbeit, die ganz mit Recht auf Leser rechnet. Freilich nicht auf Leser von A bis Z, sondern auf solche, die eine der vielen Gedankenlinien verfolgen, welche durch das Buch gehen; die in dem Abschnitt, mit welchem sie zufällig, vielleicht aus einem besonderen Interesse, vielleicht nur beim Blättern hängenbleibend, beginnen, die Gedankengruppen erkennen, welche sie nach rückwärts, nach vorwärts ergänzen müssen, die nun — in Zickzacklinien wie der selige Jobs — in diesen beiden großen Bänden umherreisen und dabei viel Ansicht und viel Einsicht gewinnen. Nicht nur philosophische, sondern sprachgeschichtliche, sprachvergleichende und was nicht zuletzt stehen sollte, einfache Lebensansicht. Daneben immer wieder Freude an diesem Autor, diesem feinen ironischen Stilisten („daß diese gelehrten Herren meinen Namen gern verschweigen, mag unerfreulich sein für sie selbst, ist mir aber nur nützlich. Was meine kleine Eitelkeit dabei verliert, das gewinnt zwiefach mein großer Stolz"; Kritik einer Behauptung, daß Kant und Wundt unabhängig voneinander einen Gedanken gedacht hätten: „daß Kant von Wundt unabhängig war, ist wahrscheinlich; daß Wundt von Kant, kein Lob").

Es muß noch als charakteristisch für die in der großen Einleitung und den einzelnen Wortartikeln sich aussprechende Sprachkritik Mauthners hervorgehoben werden, daß diese Kritik die Freude an der Sprache — jedenfalls für den

Künstler der Sprache, den Dichter — nur zu erhöhen geeignet ist, keinesfalls aber sie zu vermindern. —

* * *

Es ist immer Glück für ein Stück Erde, wenn schaffende Männer, Männer von Kunst und Geist, auf ihm wohnen. Auch die persönlich zurückgezogen Lebenden, die still an ihrem Werk arbeiten, wie Mauthner, geben der Landschaft, in der sie siedeln, einen Reichtum, eine Schönheit, einen geistigen Glanz, der sich unlösbar mit dem Wohnsitz bedeutender Menschen verbindet. So hat man bei Meersburg das Gefühl, es würde etwas am Bilde des alten Städtchens fehlen, wenn man nicht wüßte: über dem Leben der ehrsamen Bürger schimmerte hier manchmal aus einem der Schloßtürme die Lampe einer großen Dichterin; ein seine Zeit stark bewegender bedeutender Arzt und Naturforscher, vielleicht auch Phantast des achtzehnten Jahrhunderts, lebte hier stille Greisentage, kam hier, umgeben von einer jungen Generation alltäglicher Menschen, unter denen er ein freundlich Schweigender hinging, zur letzten innersten Einsamkeit des Fremdgewordenseins; ein feiner, liebenswürdig-spöttischer Philosophengeist verbringt hier arbeitsame Alterstage und sieht von diesen Hügeln über See und Leben. —

Als der Grieche Chrysoloras, der Heimat fern, auf dem Konstanzer Konzil starb, dichtete ihm Aeneas Sylvius den Grabspruch: wo der Mensch auch sterbe, sei die Ewigkeit immer gleich weit. Die abseits der Hauptstädte im Stillen schaffenden Geister lehren uns, daß sie überall gleich nahe ist. Darum geben sie dem Lande einen lichteren Glanz als selbst große geschichtliche Ereignisse. —

Am Untersee

Der Bodensee erweitert sich, nach der Verengung zwischen Konstanz und Gottlieben, noch einmal zu einem breiten Becken, dem Untersee, der in seiner mehr strom- und binnenseeartigen Gestaltung deutlich von dem meerähnlichen weiten Obersee unterschieden ist. Der Ring seiner Ufer, die Insel Reichenau, ja noch die über dem flachen Gelände bei Radolfzell aufsteigenden Kuppen des Hegau wirken überall zu einem geschlossenen Bilde zusammen, das sich nirgends ins Weite verliert, überall von charakteristischen Landschaftslinien begrenzt ist und sich vor jeder der umgebenden Aussichtshöhen wie eine klare Karte ausbreitet.

Wenn man von Konstanz mit dem Dampfboot in den Untersee fährt, tritt man gleich, sobald das kleine schmale Radschiff mit umgelegter Esse die flachen Bogen der Rheinbrücke passiert hat, in eine ausgesprochene Flußlandschaft ein. Die beiden Rheintürme und die im Entstehen begriffene neue Quai-Straße links, vor der große und kleine Boote angekettet liegen und von der eben die breite Fähre zum Petershauser Ufer hinübergerudert wird, sind bald verschwunden. Von den anschließenden Vorstadthäusern wendet sich das Auge hinüber zu Villengärten, die bald großen Fabrikanlagen mit ragenden Schloten Platz machen. Dann verflacht sich zu beiden Seiten das Gestade und wandelt sich in ein schilfiges Ried, das linkerhand nur einmal von dem malerischen Paradies unterbrochen wird:

ein paar Fischer- und Bauernhäuser spiegeln sich mit der kleinen vorgemauerten Straße in dem ruhig gleitenden Fluß. Es wird mit Vorsicht gefahren. Der Grund ist seicht; die Bahn des Schiffes ist deutlich abgesteckt. Hier ragt eine Gruppe von Pfählen, umspült, über das Wasser: es sind Reusen, in denen sich die mit der Strömung gehenden Fische fangen. Drüben schieben sich breite Binseninseln grünwogend vor.

Rechts vor uns schimmert die weite Ebene des Rieds, braungolden sich hinüberziehend zu der Pappelreihe, neben der die Straße zur Reichenau führt. Links nähert sich eins der charakteristischen Ebenen- und Flußschlösser, die wuchtig aufs flache Land gestellt sind: Gottlieben. Es ragt doppelturmig aus den Wipfeln eines Parks auf, der wie ein Hain über den Feldern steht. Es war einst ein Sitz der Bischöfe von Konstanz. Wir fahren an der Gartenterrasse vorüber. Ein Grüßen hinüber zum Schloß, in dessen Garten eine fröhliche Gesellschaft sich ergeht. Es wird erwidert, und schon legt das Schiff vor ein paar alten behäbig stolzen Bürgerhäusern an der kleinen Landungsbrücke an.

Von hier ab erweitert sich der See schnell. Rechts schiebt sich die breite Insel Reichenau, die durch einen Steindamm mit dem festen Land verbunden ist, wie ein neues Ufer vor das zurückweichende feste Land. Links tritt der Hochuferzug mit seinen Schlössern, dem noch bei Gottlieben ein breiter ebener Flachlandstreifen vorgelagert war, allmählich näher ans Wasser.

Von dem reichen Schweizer Uferstädtchen Ermatingen fährt das Boot hinüber zur Reichenau. Sie ist unser erstes Ziel.

Überall erheben sich Weinberge über den flachen, steinigen

Strand. Wir steigen hinan. Verstreut liegen an den Straßen einzelne Gehöfte. Mächtige Bottiche stehen da und dort. Man rüstet zum Herbste. Wir durchwandern das grüne Eiland, das einst vor Jahrhunderten Mönchshand rodete, als es noch Sintlas-Aue hieß und von Schlangengezücht wimmelte. Jetzt ist die hügelige Reichenau einer der sonnigsten, lichtesten Flecke: drei wohlhabende Dörfer mit ihren freundlichen Kirchen, durch schöne Straßen verbunden, Gärten, Rebberge mit Sommerhaus, weidenbestandenes Ried, flache Schilf- und Kiesgestade, an denen Fischerkähne liegen, Ufervillen, die Ruine einer alten Wasserburg — und nichts von Wald, kein Dunkel, keine tiefen Schatten, alles durchsonnt, bewohnt, ein kleines, vom See umspültes Reich, in dem ein Hauch der friedlichen Abgeschlossenheit aus den Zeiten der Mönchsgemeinschaft erhalten zu sein scheint; aus der Zeit, in der Walafried Strabo sein schönes lateinisches Reichenaugedicht verfaßte: Sei gegrüßt mir, selige Insel!

Die Klosteranlage des heiligen Pirmin, Münster und Seitengebäude, liegt in der Mitte der Insel. Der Mesmer zeigt in der Sakristei Wunderdinge: Holz und Nägel vom Kreuze Christi, Dornen von der Dornenkrone, einen Krug von der Hochzeit zu Kana. Auch ein Tropfen heiligen Blutes wird in kostbarer Monstranz aufbewahrt und einmal im Jahre, am großen Blutfest, mit Prozessionen, Gebet und Gesang gefeiert. Das ist der Ehrentag der Reichenau. — In der Kirche von Mittelzell hängt ein handwerksmäßig gemalter Bilderzyklus, der die seltsame Geschichte des Blutstropfens erzählt, wie er durch die Hände von Fürsten und Kaisern schließlich in den Besitz des Klosters gekommen. Überhaupt ist das Reichenauer Kloster

mit vielen Schenkungen und Vergabungen bedacht worden, hat sich deren aber auch durch Pflege der Wissenschaft und Künste würdig erwiesen. Eine wertvolle Bücherei ward hier verwaltet, und durch manches neue Werk bereichert; so durch die hauptsächlichsten älteren Geschichtsquellen über den Bodensee, die Werke des Abtes Walafried Strabo. Scheffel hat dies alte Kloster in lebendiger Schilderung, in die er auch Züge aus St. Gallischen Chroniken verwob, wiedererstehen lassen. Der Mesmer erzählt noch von Scheffels häufigen Besuchen, wenn er Freunde in die Sakristei, seine dichterische Requisitenkammer, führte.

Wir rasten am nördlichen Ufer der Insel. Das altchristliche Kirchlein von Oberzell erhebt sich dort mit seinem Pfarrhaus einsam auf einem Hügelrücken zwischen Reben über dem See. Stille ringsum. Nur weit drüben auf der Straße geht ein Bauer vorbei. Die wuchtigen Mauern, die ganze untersetzte Gestalt des kleinen Gotteshauses, die finstere Krypta unter dem Chor — das ist dunkle Jugend des Christentums. Über dem Wasser liegt Allensbach. Diese Bucht des Untersees, Gnadensee geheißen, ist nicht allzubreit, man kann hinüberrudern in wenig mehr als einer Viertelstunde.

Wir sind, nachdem wir auch die kleine Kirche von Niederzell mit ihren alten, wieder freigelegten Fresken besucht und uns an dem, recht als ein Ausguck in den Hegau angelegten, „Bürgle" gefreut, auf die Hochwacht gestiegen, eine von einem Rebhäuschen gekrönte Weinbergshöhe.

Es gibt alte illuminierte Stahlstiche, in denen alle Ferne in klaren Linien gezeichnet ist und sich in erst dunklem, dann immer lichterem Blau abstuft; einem Blau, das alle anderen Farben, das Gelb, Grün, Braun, Rot des Vorder-

grundes, trinkt und der eigentliche Grundton des Bildes wird. Mit diesem Vorwalten der blauen Ferne werden solche Bilder der Ausdruck ewiger Wandersehnsucht. So liegt es vor uns; und das Gelb des herbstlichen Weinlaubes rings hebt die Bläue des Sees und der Hegauhöhen noch mehr hervor: den Klingsteinkegel Hohentwiel, in dessen gewaltigen alten Festungstrümmern, gedeckten Gängen, Kellern und Bastionen Scheffel oft streifte und kletterte, von dessen Ausguck er sehnsüchtig über das weite Land schaute, ein schmerzliches Liebeserlebnis in ferne Vergangenheit zurückdichtend; den kleinen, spitzen Zahn des Hohenkrähen; die sanfter gerundeten: Stofflen, Höwen, Mägdeberg. In dunklerem Grünblau stehen vor diesem Hintergrund der Schienerberg, der sich breit in den Vordergrund geschoben hat, rechts an den Arm des Sees stoßend, welcher sich weiter unten zum Rhein verengt, und das hohe waldige Schweizerufer, von dem die napoleonischen Schlösser und das ältere Salenstein herüber schauen.

Wir erreichen noch gerade das letzte rheinabwärts fahrende Dampfboot. Vorüber an malerischen Flecken, wie dem vom See aus wundervollen, getürmten grauen Steckborn, an Schlössern auf den Höhen und unten am See, geht es in das enge, schon wie ein mächtiger, breiter Fluß aussehende Abflußbecken hinein. Hier sieht man überall die starke Rheinströmung.

Rechterhand behalten wir den langen Schienerberg, der langsam eine burggekrönte Ecke vorschiebt, während der Dampfer den gewundenen Fluß hinabgleitet: Hohenklingen. Dort oben soll heute Nachtrast gehalten werden.

In der Dämmerung liegt ein altes Städtchen am Rhein. Erkergeschmückte Häuser, deren Fenster schon Lichter im

Fluß spiegeln, treten heran; eine hohe Brücke schwingt sich über den Fluß; von einem grün umrankten, erleuchteten Balkon über dem Wasser klingt Lachen und Gläserklirren. Vom Lande schauen wir unserm Boot noch nach, wie es mit dem Rhein hinter den vorspringenden Ufern verschwindet. Dann gehen wir langsam über den uralten Markt, mit seinen hochgiebeligen, bemalten Häusern, seinem grauen, rauschenden Brunnen, drauf ein bunter Landsknecht Wache steht, seinen auf Bänken vor ihren Türen Feierabend haltenden, plaudernden Menschen. Das alles taucht in die Dämmerung.

Nun steigen wir, vom Abend geleitet, durch Weinberge und Abhangwald langsam hinauf. Schon schließt das Städtchen mit seinen Toren, das seinen alten Mauerring kaum irgendwo durchbrach, in der Tiefe zusammen. Schon glänzt weit und weiter das dunkle Silber des geschlängelten Rheins aus der versinkenden Landschaft empor. Steiler wird der Weg. Etwa haushoch über uns steigen Mauern zwischen den Bäumen auf. Wir klopfen an das alte eisenbeschlagene Burgtor.

„He! späte Gäste sind da!"

Bald wird aufgetan. Eine Magd mit einer Laterne geleitet uns hinein. Mauern aus unbehauenen Feldsteinen. Eine kleine Pächterwohnung mit Restaurations- und ein paar Gasträumen ist auf Balken und mit steilen Treppen in das Mauerwerk eingebaut: Boden, Wände, Decke ebenso wie die Treppen Holz. Das alles würde, wenn ein Brand ausbräche, wie Reisig im Herde zwischen den Steinwänden aufflackern.

Von einer Galerie sieht man hinunter zum Rhein. Dahin bestellen wir uns das Abendbrot. Hohenklingener funkelt

rot in unsern Gläsern. Ob man nicht unser Windlicht von unten wie ein neues Sternlein hat aufleuchten sehen? Es ist jetzt ganz dunkel geworden. Auch das Glänzen des Stromes ist erloschen. Weichenlaternen vom Bahndamm jenseits des Rheins und die Lichter des Städtchens sind das einzige, was aus dem Tal noch heraufgrüßt. Am Himmel, über Gipfeln und Wipfeln, beginnen die Sterne ihren nächtlichen langsamen Reigen. Der Stundenschlag der Uhr klingt verhallend in die Nachthöhe herauf.

* * *

Mit dem ersten Hahnenschrei sind wir aus den Betten. Köstliche, kühle Morgenstille. Ein Vogelruf irgendwo aus der Wipfeltiefe des Waldes, der hinter der Burg liegt und mit seinen feiernden Kronen atmend schweigt. Vergessen sind die Unbilden der Nacht: Haselmäuse, die über Betten und Wände sprangen, erstaunt über die späten herbstlichen Logiergäste, die ihnen ihre schon bezogene Winterwohnung streitig machten. Ein kurzer Frühweg durch den tauigen Wald bis an einen Abhang, von dem aus man in einen dichten Buchenhain hinabsieht, der leise beginnt sich in die Herbstfarben zu kleiden. Noch liegt es wie ein ganz durchsichtiger blasser Schatten auf dem Walde. Nur der Himmel fängt schon strahlender zu leuchten an. Als wir auf dem Rückweg aus dem Walde traten, lag auf der Turmspitze der Burg das erste, noch ganz kühle Sonnenlicht. Wie jetzt die ganze Landschaft erwacht, wie der Tag ins Tal steigt und den Rhein aufglänzen läßt! Rauch kräuselt sich über den Dächern des Städtchens, Hammerschläge kommen irgendwoher, Züge pfeifen, die Mettenglocke ertönt, und bald wird auch der Strom sich beleben. Jetzt leuchtet das ganze

Tal in Sonne. Wir sitzen auf der Holzgalerie beim Frühstück und lassen's uns wohl sein.

Unsere Herberge zeigt bei Tage ein freundlicheres Gesicht, als da wir abends in das tiefe Dunkel ihrer nächtigen Mauern eintraten. Außer Turm und Wänden und dem vorbaugeschützten Eingang ist noch ein leerer Rittersaal erhalten, mit Steinsitzen an den Fenstern; in irgendeiner Ecke der breite, schwarz eingebrannte Trichter eines Rauchfangs, ein Verlies, ein Ausguck — aber jetzt in der Sonne kann uns das in kein Mittelalter mehr zurückzaubern. Da ist uns das alte Gemäuer eine luftige Wanderrast mit viel schönem Ausblick, doch nicht ohne Mängel.

Aber da unten in Stein, da gibt es ein paar Häuser, Ecken und Winkel, in denen ist selbst um Mittag Mittelalter, dem jeder verfallen muß. Wenn man auf dem Markt steht, den wir gestern abend in der Dämmerung berührt haben, und die hohen, wunderlich und lustig bemalten, mit ihren Erkern in die Straße vorlugenden Giebelhäuser betrachtet, dann fängt es schon an. Man würde nicht erstaunen, wenn die bunten Gestalten, ehrsame Bürger, Landsknechte, Prediger, die in Fresken am Rathause geschildert sind, plötzlich hier an den alten Brunnen träten oder drüben in die „Sonne" zum Schöpplein gingen. Diese mittelalterliche Stimmung wird tief und wunderlich zwingend, sobald man in den malerischen Gebäudekomplex des alten Klosters St. Georgen tritt, das wohlerhalten und von künstlerischer Hand wiederhergestellt wenig sichtbare Wandlungen erfuhr, seit Abt David von Winkelsheim es um 1500 zu einem Kleinod schmückender Innenkunst machte. Das Wesen deutscher Renaissance, als Kultur, als Lebensinhalt, hat nirgends so lebendig, so unmit-

telbar zu mir gesprochen wie in diesen von einem großartigen Kunstfreund geschmückten Räumen. Hier tritt dem Beschauer überzeugend sofort dies entgegen: daß alles Klassische, sobald es nach Deutschland kam, gänzlich gewandelt, germanisiert wurde; daß von ihm eigentlich nichts übrig blieb als größere Gedanken, Motive, Konflikte, die in die deutsche Seele fielen und dort, ganz aus dem urheimatlichen Stoff, Gestalt und Körper gewannen. Eine Erziehung, eine Höherführung des Eigensten; nirgends ein Fremdes, eine Nachahmung. Was ist deutscher als dieses Landsknechtsheer, das — auf einer der großen Fresken des Festsaales — Karthago stürmt? Es ist dieselbe Welt und Zeit wie dort die köstliche humorvolle Zurzacher Messe, nur ist ein größeres, klassischeres Motiv gepackt. Was ist deutscher als diese Edeldame mit dem Falken? diese Semiramis? dieser Herkules? Aber überall ist der Ausdruck gesteigert, hat man mit dem Eigenen etwas Fernes, Hohes auszudrücken gesucht und sich dadurch über sich selbst erhoben. Das scheint mir der beste Sinn aller Renaissance. Ich glaube, selbst in den übernommenen architektonisch-dekorativen Formen der wundervollen Täfelungen, der kanellierten Decken, der geschnitzten Holzbänder, der gewölbten Erker und der behaglichen Öfen ist das Deutsche stärker als das Fremde.

Wir haben, von den liebenswürdigen Wirten geleitet, die reichen Festräume, Kapelle und Konventssaal, Abtszimmer und Zellen angesehen und durchwandeln jetzt den alten, wohlerhaltenen gotischen Kreuzgang. Wir schreiten im Gewölbeschatten. Still und sonnig liegt im Wandelkreis der Halle der begrünte Klosterhof.

Und wieder hinaus in den klaren hellen Nachmittag! Das

Städtchen Stein mit seinem schlanken Kirchturm und das Bergschloß liegen schon hinter uns. Es geht am badischen Ufer rheinaufwärts.

Ein Dorf mit breiten, schloßartigen Baulichkeiten, die aus dem Grün hervorschauen, taucht auf; es ist das Kloster Öhningen, in dessen Nähe der weltberühmte Öhninger Steinbruch liegt, dem die kostbarsten Versteinerungen entstammen: Tiere und Pflanzen. Er ist verfallen. Unter den herumliegenden Platten im Schutt finden wir ein paar gute Abdrücke von Blättern im Stein. Das ist alles. Aus einer Hütte kommt ein Mann und bietet uns noch urweltliche Tiere zum Kauf. Sie sind zu teuer und zu schwer, als daß wir sie noch mitnehmen könnten. Wir setzen den Weg fort, durch Wald, über Felder, immer an den Hängen des Schienerberges hoch über dem Fluß, klettern in Schluchten hinab, wieder hinauf; durch das Gold des Waldes leuchtet der blaue See hindurch; unten liegt das Judendorf Wangen; jetzt führt die Straße oberhalb des Schlosses Marbach vorbei, und wir erreichen in der frühen Dämmerung Gaienhofen. Das Abendschiff, das uns von hier nach Konstanz bringen sollte, ist schon abgefahren. So müssen wir in Steckborn drüben überm See die Bahn erreichen. Ein Boot trägt uns hinüber durch die weichdämmernde rötliche Flut. Die spitzgedachten Türme des einstigen Schlosses, jetzigen Armenhauses von Steckborn, treten aus dem beginnenden Dunkeln. Umspülte graue Pfähle enttauchen dem Wasser. Die breite Steinwand der Stadt ragt aus der erloschenen fließenden Abendröte des Stroms, in dem sie sich spiegelt. —

Nächtliche Gondelfahrt

Am schönsten rudert sichs bei ruhigem See mit einem Ruder. Man muß ganz hinten am Heck des Bootes auf dem Sitz stehen dazu, daß die Leute am Ufer in jedem Augenblick denken, man würde gleich ins Wasser fallen. So geleitet gleitet die Gondel reglos, wie im Traum, über den Spiegel.

Es war schon sehr spät, als ich das Boot loskettete; ich hörte es nachher während des Fahrens von den Schweizer Ufertürmen Mitternacht schlagen.

Eine weite Nachtstille, die nur vom Rollen der Kette, dem Einsteigen und dem Abstoßen einen Augenblick unterbrochen wurde. Der See schlief im Mondschein. Die verschwimmende Helligkeit des Spiegels floß atmend über die Ufer, um Badehütte und Weiden.

Von den Wellenkreisen um mich ziehen zitternde geschlängelte Lichtstreifen über den Steg und das Schilf. Mein Ruder taucht fast lautlos ein, nur ganz hinten im schwarzen Schatten der Gondel, damit der Seespiegel unzerstört bleibt, während ich langsam über ihn hingleite. Augenblicke seh' ich das Mondlicht in die grüne Tiefe einsinken, einmal den Schatten und gleich darauf das Flossenblitzen eines Fisches. Aber rasch verhüllt der Spiegelschimmer wie ein aus Licht gewobener Schleier den Abgrund, daß um mich raumloses Leuchten ist.

Ich bin aus der Bucht hinausgefahren. Die weiten Gestade liegen ganz im Licht, als ob die Ferne, in die der See nach

Osten uferlos hinausschimmert, rings allen Strand, ihn entrückend, überflutet habe.

Ich wende. Wie vom Atem des Wassers leise bewegt, steigt und sinkt das runde Bild der Mondscheibe. Es bleibt mir schwebend zur Seite. Ich fühle das Gleiten des Nachens nur noch so, als ob eine unsichtbare Strömung des Sees ihn trüge. Er nähert sich einer Stelle des Ufers, an der Pappeln in den fahlblauen Himmel steigen.

Ich folge der sanften gebuchteten Uferlinie. Jetzt seh' ich durch das klare Glas des Bootschattens auf der Landseite auch den hellgrünen, von den Ruderkreisen überwellten Lehmgrund. Ein weit vorgebauter Landungssteg taucht dunkel im Dämmern auf. Die Pfähle stehen da, ohne Grenze gegen ihren langen Spiegel im See, wie ein schattenhaftes Gebilde, das ringsum in den Mondduft zergeht, das nirgends ruht, das nur im Licht schwebt.

Leise, kaum hörbar, spielen hier, wie Pulsschläge des Sees, kleine Wellchen am gerölligen Ufer. Über ihnen schimmert das zitternde Licht, als hätte sich das Spiegelbild von der glänzenden Fläche aufschwebend gelöst.

Dann fährt der Nachen an einer grauen efeuüberwucherten Terrassenmauer hin. Der Blick geht weit in den monddurchdämmerten, lichten Park. Eine schwarze schweigende Waldbucht nimmt mich in ihre Schatten auf. Die dunklen Ufer wachsen. Gewölk umzieht langsam, in der Tiefe seine lichten Ränder spiegelnd, den Mond.

Mit beiden Rudern ausgreifend, fahr' ich über die nächtig verdunkelte Fläche heim.

Spätherbsttage am Überlinger See

Es ist Ende Oktober. Ein erster Nachtfrost hat das Farbenwerk des Herbstes vollendet und mit seinem Rauhreif dem sterbenden Laub die leuchtendsten Farben eingebrannt. Aber noch sind sie im dämmerigen Hauch des späten grauen Morgens verhüllt. Reglos liegt der mit dem Himmel verschwimmende See, als laste die unbewegte fröstelnde Nebelweite schwer auf ihm. Alle Ufer sind matt und verblaßt. Die fernen Dampfer scheinen fast über dem Horizont zu schweben. Ihr unzerteilter Rauch bleibt wolkig in der Luft stehen. Während der Vormittag wächst, füllt sich ganz langsam das weite Grau mit zerstreutem, etwas rauchigem Blau und wird zusehends lichter. Mittags endlich bricht die Sonne durch. Rasch wird ihr Licht, das erst rötlich winterlich schimmerte, klar und golden; die Landschaft leuchtet in vollen Farben auf. Um diese Zeit waren wir schon im Gebiet unserer heutigen Wanderziele, nahe der Endbucht des Überlinger Sees.

Der „Überlinger See" genannte, weit ins Land hineingestreckte Arm des Bodensees ist der nördliche der beiden Teile, in welche die große Konstanzer Halbinsel das Gesamtbecken in seinem westlichen Drittel zerlegt. Das nördliche Ufer des Überlinger Sees ist die genaue Fortsetzung der buchtigen Landlinie Lindau-Friedrichshafen-Meersburg, das südliche gehört der gewissermaßen vom Hegau vorgeschobenen Konstanzer Halbinsel an. Beide sind vereinigt durch das kurze, flache und sumpfige westliche Buchtgestade. Der

Reisende, der von Osten aus der vollen Breite des Sees dem Überlinger See zufährt, sieht die Höhen des Linzgaus, die von weitem über dem flachen württembergischen Strand aufstiegen, allmählich nah ans Wasser treten und dem Landschaftsbild einen kräftigen, malerischen Charakter geben. Der Eindruck heroischer Landschaft wird besonders stark im letzten Teil dieses Seearmes. Da spiegeln sich auf beiden Seiten steilabfallende Waldfelsen in der Flut.

Wir haben das Frühschiff in Dingelsdorf, am südlichen Ufer, verlassen und gehen auf der durch das flache Ried gebauten Dammstraße nach dem nahen Wallhausen, wo die Waldberge beginnen. Sie stehen für unsern Blick, während wir auf das wachsende Bild zuwandern, hart über Ried und See, sich in Duftfarben, doch dunkel abgestuft, wie Kulissen vorschiebend und mit dem See, dem sie entstauchen, der Ferne zu leicht ansteigend.

Im Fischerdorf Wallhausen liegen ein paar Lastkähne mit Holzfrachten, Boote, ein Motor am stillen Ufer. Ein Hund bellt uns nach, während wir auf dem Uferweg in den Abhangwald eintreten.

Noch ist das Vormittagsgrau des Herbsttages nicht überwunden. Wir schreiten in der kühlen Luft kräftig aus, rechts neben und wenige Meter unter uns immer den See, in dessen klarem Wasser wir deutlich sehen können, wie weit der helle flache Uferstreifen unter der Oberfläche noch vorspringt und wo der Grund sich steil in dunkle Tiefen hinabsenkt. Zwischen den Bäumen hindurch geht unser Blick hinüber zum anderen Gestade. Überlingen, die Sandsteinfelsen der Heidelöcher und eine sehr malerische helle Wand, die oben eine Villa mit weißen, den Fels fortsetzenden Mauern trägt, liegt schon halb rückwärts. Das kleine Sipplingen

mit seinem spitzen Kirchturm rückt näher. Unser Weg windet sich um viele Buchten und Vorsprünge, hebt und senkt sich, zieht durch Laub- und Tannenwald, an Sandsteinfelsen und aus der Höhe steil herabkommenden breiten Bahnen für das Holztreiben vorüber.

Mehrmals öffnen sich zu unserer Linken tiefe Schründe und Tobel, aus denen kleine versickernde Rinnsale über Moosstufen niedertropfen. Prachtvoll der unbeirrte senkrechte Wuchs der Bäume auf den schrägen Böschungen! Dort ein kahler Sandsteinfels, an dessen Fuß sich aus dem abgerutschten Stein und Erdreich eine sanft ansteigende Schutthalde gehäuft hat. Der Wald tritt oben bis hart an den Absturz. Mit klammernden Wurzeln — wie nur Schwind sie gemalt hat — umschlingt die vorderste Tanne den Stein, der unter diesem zusammenwachsenden Griff zu zerbröckeln scheint. Farren und üppiges Gesträuch bedecken den Grund der Schlucht.

In einem dieser Tobel führen zwischen den engen moosig-feuchten Sandsteinwänden, in die sich der gewundene Bach in langer Vergangenheit tief eingeschnitten hat, angeschlagene Stufen hinauf. Oben im Wald steht auf vorgeschobenem, vom Hinterland gelöstem, mit ihm heut aber in üppiger Waldwildnis verwachsenem Bergkegel ein altes Gemäuer, Kargegg geheißen. —

Jetzt treten haushohe senkrechte Steinwände bis hart an den See, daß der Pfad sich eben nur an ihrem Fuße vorbeidrängen kann.

Wieder wird das Gestade breiter. Holzarbeiter sind am Werk. Weithin durchhallt es den Buchenwald. Es heißt, schnell die Rutschlichtungen passieren, in denen die glatten Stämme herunterkommen. Unten sind Leute beschäftigt,

sie zu Flößen zusammenzubinden. Der blaue Rauch eines Feuers zieht sich über den Schatten am Tannenstand.
Allmählich wird das flache Ufer noch breiter. Die hohen Laubwaldberge treten vom See zurück. Wir nähern uns Schloß und Dorf Bodman, das einst, Podama geheißen, ein Sitz fränkischer Könige war. Von der dem Duft entstauchenden Sonne beschienen liegt es in der Stille des Herbsttages friedlich, lang am Ufer hingestreckt. Wir durchwandern es in der Längsrichtung, an den einzelnen verstreuten Häusern und Gehöften, der kleinen Kirche, dem vornehm mit seinen Gartenanlagen ohne Umzäunung an der Straße liegenden gräflichen Schloß vorüber, zur Linde, wo wir einen raschen Imbiß nehmen. Dann steigen wir in die Berge.
Graue Buchenstämme. Ein roter Abhangteppich. Serpentinenwege, auf denen unser langsamer Steigschritt im Laube raschelt. Viele Windungen hinauf. Der Hang wird steiler, steigt scharf, daß wir in den Baumwipfeln vor uns den Fuß von Mauern, darin eine Pforte sehen. Wir klimmen den laubglatten Pfad hinan.
Wir stehen im Ring einer Mauergruppe, in einem unteren Gang, die Burg ragt noch hoch über uns. Über den Blöcken rote Ebereschen gegen den blauen Himmel: das Wappen des Herbstes. Wir steigen in das mächtige Halbrund des großen gebrochenen Turmes, der vielleicht einst die Haupträume der Burg umschloß. Der Boden liegt voll niedergestürzter Bausteine, zwischen denen ein paar hochstämmige Bäume Wurzel gefaßt haben, sie ragen reglos und trinken das blaue Himmelsleuchten in den leeren Fensterhöhlen mit schweigenden Wipfeln. Einzelne Blätter wehen aus der hohen Stille nieder. Nicht von den Händen des Windes

oder des Regens herabgerissen; in Stamm und Geäst, im versiegenden Saft des Baumes ist der Herbst zu ihnen gelangt. Der Baum hält sie nicht mehr und läßt sie der Luft, die sie schwebend niederträgt.

Höher als die Burg, auf waldfreier Gipfelwiese, liegt der alte Pachthof Bodenwald. Von dort gesehen ragt der halbe Turm aus schwarzgrünen Tannen und dem Brand einer roten Buchenwand auf. Neben ihm wird ein Stück tiefpurpurblauen Sees sichtbar. Einzelne weiße Birkenstämme mit ihren grellgelben Blättern schneiden in dies Blau hinein. Lichtgrün-silberduftige Ferne.

Die Fülle dieser Farben drang wie ein Rausch auf uns ein und zwang das Auge immer wieder, in ihre Flut zu tauchen, zu schwelgen, jede einzelne Farbe, wie im Ringen mit den andern, zu ihrer höchsten Sinneskraft aufschwellen zu sehen. Die starken ungebrochenen Töne des Bildes waren wie eine wilde, stürmend rhythmische Musik, wie schmetternde Trompetenstöße einer fürstlichen, diese Hänge durchstreifenden Jagd.

Wir gingen auf der teils bewaldeten, teils freien Hochebene bis an ihren südlichen Abfall. Da eilt der Blick weit über Hegau und Untersee. Das alte Städtchen Radolfzell, die Insel Reichenau, die Schlösser des Schweizerufers — all das liegt duftig flimmernd und verschwommen vor uns. Unser Auge vermag gegen das Licht den von der wasserreichen Ebene gewobenen Schleier nicht klar zu durchdringen. Um so wichtiger aber wird uns der gewonnene Standpunkt für die Orientierung. Wir stehen fast an der Wurzel der Konstanzer Halbinsel. Die Karte liegt vor uns im Heidekraut. Sie zeigt uns, daß der Höhenzug, auf dem wir uns befinden, westlich durch ein tiefes Tal von den Hegaubergen

getrennt ist, ein Tal, durch das jetzt die Bodenseegürtelbahn fährt, so die Konstanzer Halbinsel zwischen Ludwigshafen und Radolfzell abschneidend, um dann, an ihrem südlichen Untersee-Ufer entlang, Konstanz zu erreichen. Der Einschnitt dieses Tals ist rechts zwischen den Waldhängen erkennbar. Er liegt weiter im Lande, noch hinter dem Ansatz der Halbinsel. Wir verbinden im Geiste die beiden, ein paar hundert Meter auseinanderliegenden Standpunkte, deren jeder eine der Endbuchten des Sees zeigt und deren Vereinigung uns das Lageverhältnis von Überlinger- und Untersee deutlich macht.

Während wir durch das hohe Kraut wieder nach der Überlinger Seite zu stapfen, flieht ein Rudel Rehe mit langen, schlanken Sprüngen durch die Buchenwaldhalle zu unserer Rechten. Einsame Stille wie vorher. Mich beschäftigt das Übersichtsbild der Landschaft. Ich habe als Junge oft am Überlingersee, oft am Untersee gestreift, habe zu Rad all ihre Ufer umfahren, aber sie nie in Eins gefaßt, sie immer als getrennte Landschaften empfunden. Nun schlagen sie, wie zwei aufeinander zueilende Wellen in der Brandung, hoch auf und zusammen. Ich bewältige den Eindruck noch nicht. Das Geheimnis des Raumes umschauert mich.

Ich sinne nach. Ich schaue rückwärts in vergangene seelische Erlebnisse hinein, die erst in diesen Augenblick zu münden scheinen. Ich weiß jetzt, daß auf weiten Reisen mir immer irgendwann die wirkliche Landschaft in die Landkarte sich wandelte, unmerklich, in vielen feinen Übergängen; daß mir nur die größeren Halt- und Endpunkte der Reisen zugleich Kartenbild und volle Wirklichkeit waren, daß aber die durchflogenen langen gleichförmigen Strecken mit den unbekannten ruhenden Horizontpunkten, um welche die

Riesenscheiben der Landschaft kreisten, nicht mit der Linie auf dem Papier ganz eins wurden, sondern wie ein fremdes fesselndes Erlebnis zwischen den Zielen standen, nur sausende Bewegung, Wandlung, Kreisen waren, nicht aber meinem Gefühl Raum wurden. Ich denke daran, wie ich Raum und Landschaft auf raschen Radfahrten empfand, wie sich mir Hügel, Wald und Feld zu weichen, langgezogenen Linien streckten und die Häuser der durchflogenen weiten Dörfer eng und nah zusammenrückten, daß ich sie in einem Umblick zusammenfassen konnte. Ungreifbare Dinge! — Ich fühle, wie sich mein Empfinden des Raums gedehnt hat. Wenn ich als Junge eine Bergfahrt machte, blieb mir das Erlebnis wechselreicher Weg. Jetzt versinkt meinem Blick der Pfad und Weg: das Gebirge wird mir umfaßte Gestalt. Mein Geist schafft Räume in sich, er vermag ein paar Tagewanderungen weit in sich zu begreifen. Und nur an den äußersten Enden solch umspannten Gebietes brandet mir — wie Meer an fernen Küsten — die Unfaßbarkeit des Raumes. —

Wir öffnen ein Wildgatter, um zum Schlößchen Frauenberg hinunter zu steigen, das ebenso wie die alte Veste auf einem niedrigeren, dem See zugewandten Vorsprung des Höhenzuges liegt. Eine tiefe Schlucht trennt es von der Ruine. Wieder gehen wir in den brennenden Farben des Laubwaldes durch raschelnde Blätter in der Richtung auf das tiefblaue Wasser. Da — noch ein Wildgatter — und das verlassene helle Schlößchen strebt schlank zwischen den Stämmen und Wipfeln der herbstlichen Bäume empor. Ein Monsalvatsch! Silbrig glänzt die hohe Kuppel des Turmes mit dem doppelarmigen Kreuz. Gotische Fenster bergen oben an der verstrebten, bis zur halben Haushöhe

fensterlosen Mauer mit ihren nur nach innen gewandten Farben, die außen dunkel kupfrig schimmern, eine alte Wallfahrtskapelle.

Verschlossene Fenster, verschlossene Pforten, Schweigen ringsum. Nur ein strahlender Bergbrunnen glänzt silbern und plätschert unaufhörlich.

Hier im Verlies dieses Schlößchens, dessen Anlage gewiß aus fränkischer Zeit stammt, soll der heilige Othmar gefangen gehalten worden sein. Unten in einem Sandsteinfelsen hat man das Zeichen eingegraben gefunden, das König Dagobert einst an der rhätischen Grenze bei Mondstein einhauen ließ: einen die Hörner aufwärts kehrenden Mond. Wieviel Leben, wieviel frische, aller Schwäche hohnlachende Kraft in solch wortloser lapidarer Sprache alter Schwertmänner liegt!

Wir steigen den gelichteten Waldweg hinab, an den vielen Stationen vorüber, die der Wallfahrer betend erklimmt. Welke Blumen, Ähren, Zweige hängen an den verwitterten holzgeschnitzten Bildstöcken.

* * *

Den Nachmittag verbringen wir am gegenüberliegenden Ufer. Ein Motorboot hat uns über die Bucht nach Ludwigshafen, der Zug von dort nach Sipplingen gebracht. Hier steigen wir aus. Der Weg schlängelt sich in die waldigen Uferberge hinein. Eine zerrissene, von Bäumen und Gesträuch überwucherte Ruine liegt in Dreiviertelhöhe des Berges auf einem abgesonderten Kegel, in dessen Rücken der Waldberg weiter ansteigt. Es ist Althohenfels, auf dem einst der Minnesänger Burkard saß. Ein Jäger und ein Dichter, voll Leidenschaft und Kraft, der eine reiche kühne Sprache redete, dessen Lieder in stürmendem Rhythmus

klingen. Sein Ton ist viel voller und stärker als der der meisten seiner Zeit- und Stilgenossen. Wir rasten an den alten Mauern und schauen hinüber auf die steilen schattenschweren Tannenberge des andern Ufers, die tief in die Flut hineindunkeln wie ein schwarzer Wall. Unser Weg von heute morgen. Dort Kargegg, weiter unten der Turm von Bodman. Der freie Weitblick, der schneller als die ziehenden Vögel von all diesen Höhen über das Land eilt, ist in Burkards Gedichten. Ich zitiere aus dem Gedächtnis:

„Meine Gedanken fliegen geschart
mit gierigem Sinn nach dir auf die Jagefahrt."

Ich fühle in diesen Versen die freie Hebung des Kopfes, der einem herbstlichen wandernden Vogelschwarm nachsieht und seine Gedanken beflügelt in die lichte Ferne tauchen läßt.

„Wie möcht' ich mit dir streiten,
die du so gar gewaltiglich
sitzest auf meines Herzens Turm.
Der ist fest an allen Seiten."

Seine Wirklichkeit wird diesem Sänger Bild seines Gefühls; so bindet er die Erscheinungen, die ihn bewegen, in Eins, in das gegenwärtige, volle Sein, das er lebt. Noch zwei Verse von ihm kommen mir in den Sinn, die so recht in diesen golden leuchtenden Herbsttag mit seinen brennenden Farben passen:

„Da die Luft mit Sonnenfeuer
war getempert und gemischet —"

Wir sprechen noch eine Zeitlang von ihm und seinen dichtenden Standesgenossen, die allenthalben auf den Bodenseeburgen umher saßen. Wenn die schlechte Jahreszeit einsetzte mit Sturm und Regen, Nebel und Kälte, wenn der

dicke Kachelofen im getäfelten Burgstüblein vor innerer Glut zu strahlen anhub, dann dichteten sie einsam, auf Höfen und Schlössern, die von der Uferhöhe herab sich in der grauen Flut spiegelten, oder mit ihren Türmen wie raumlose Schattenbilder über die Winternebel aufragten, ihre ritterlichen Lieder. Denn Herbst und Winter mit ihrer Stille und grauen Einsamkeit sind die Zeit der Dichter, die dann in ihrem Traum vom Leben hineintauchen, der mit seinem gespiegelten Glück und gespiegelten Schmerz wunderbarer ergreift als das wirkliche Leben. Da zogen die Freuden des ganzen Jahres an ihrem Blick vorüber; sie sangen vom Mai, den sie nicht genug preisen konnten, und von der Frau Minne; sie sangen die Reihentänze des Sommers und die herbstliche Jagd mit Falkenflug und Horngetön. Mit diesem Vers des Burkard:

„Freude und Freiheit
ist der Welt Feuergeleit"*

springen wir auf und steigen wir weiter zum Haldenhof hinauf, wo wir unter den alten halbentlaubten Bäumen einen kurzen Vesperimbiß einnehmen. Oberhalb des Hofes liegen die Steinpalmen. Das ist der eigentliche Aussichtspunkt. Da geht der Blick weit in den sich jetzt abendlich rötenden Hegau und auf der anderen Seite das gebuchtete Bodenseeufer hinauf bis Lindau und Bregenz; und hinüber zu den Vorarlbergen und Schweizer Alpen, die mit ihren scharfen Zacken in den klaren Späthimmel schneiden.

* * *

* (der wörtlich-richtig gewiß ins heutige Deutsch so zu übertragen wäre:

Freude und Freiheit
ist der Welt vorgelegt.)

Das Wetter der nächsten Tage glich diesem vollkommen. So wurde mit Freunden noch eine Motorbootfahrt in den Überlingersee unternommen. Wir fuhren aus der Konstanzer Bucht dem Meersburger Ufer zu.

Aus dem niedrigen, schnell fahrenden Motorboot, hart über den Seespiegel weg gesehen, bekommt die Landschaft etwas Flaches. Mehr, als aus nicht höherem Ruderboot, wegen der dem Horizont parallelen, wagrecht das Bild flach abschneidenden Linie des Verdecks und der schnell hinschießenden und, so nahe dem Wasser, doppelt empfundenen Bewegung.

Das Rattern des Daimlers erschwert die Unterhaltung. Schweigend überlassen wir uns dem Seeblicke. Manchmal sinkt mein Auge in die wundervoll geschwungene Furche, die sich vom Boot schräg rückwärts zieht und in steter Erneuerung sich in die Weite verliert.

Die Landschaft liegt wieder in leichtem, lichtem Duft, fast ohne Schatten, alle Farben gelöst, hell, ohne Tiefe — wie ganz flüchtig angedeutetes Aquarell. So Meersburg, die kahlen Rebberge, der bunt überhauchte Wald.

Wir fahren am Ufer hin, von dem der See — der im Winter einen beträchtlich tieferen Wasserstand hat als im Sommer — schon weit zurückgetreten ist. Die Landungsanlagen von Uhldingen, der kleine Lastschiffhafen, der Bahnhof, herbstliches Schilf, Weiden, das Pfarrdorf Seefelden. Dann, hart am Ufer, das Schloßviereck Maurach, und oben auf der Weinbergshöhe die Kirche von Neubirnau. Wir landen.

Maurach, das da friedlich am See liegt, war ehemals ein Nonnenkloster. Noch erinnern daran die hohen Kirchenfenster und der idyllische alte Klostergarten. Ein hoher Tor-

gang öffnet sich! Die einstige Poststraße Überlingen-Meersburg geht durch den Gebäudering des jetzt markgräflichen Pachthofes.

Wir treten hinein. Linkerhand stößt der Garten mit hoher fester Mauer an die Straße. Aber, nach der Art des achtzehnten Jahrhunderts, sind breite Bögen, wie Fenster, in der Mauer angebracht und mit Holzgitterwerk geschlossen. Ein Brunnen spendet nach beiden Seiten sein Wasser. Der verwilderte herbstliche Garten mit blätterbewehten Beeten und dem kahlen Geäst entlaubter Bäume zieht sich hinüber bis zum See, wo er gegen den Andrang der Welle fest aufgemauert zu sein scheint. Rechterhand liegen Stallungen und Wirtschaftsgebäude.

Neben dem Gehöft führt ein Übergang über die Bahngeleise, und ein schmaler Rebbergpfad steigt zur Barockkirche Neubirnau hinauf. Ein hoher Uhrturm und die breite Fensterfront des mit der Wallfahrtskirche zusammengebauten Prälatenschlosses stehen uns entgegen. In verlassener verödeter Pracht! Die fürstlichen Äbte des zwei Stunden landeinwärts gelegenen großen Klosters Salem, die neben den Bischöfen von Konstanz und den Äbten von St. Gallen die mächtigsten Kirchenherren der Bodenseegegend waren, haben diesen schönen Sommersitz an den See hinausgebaut, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht allzulange vor der Zeit, da Salem verweltlicht wurde, das mit seiner weiten Gebäudeanlage, der wundervollen, im Kloster gearbeiteten Alabaster- und Marmorausschmückung seiner Kirche, seinem klug verwalteten großen Landbesitz ein Bild des Reichtums, der Lebens- und Machtzusammenfassung klösterlicher Herrschaftsführung war.

Jetzt ist der Platz um die Neubirnauer Kirche rings mit

dichtem Gras bewachsen, hohe Bäume tasten mit ihren sich leise regenden, halbentblätterten Wipfeln in die Rundbogen der verstaubten langen Fenster. Die einzigen lebenden Wesen, denen wir begegnen, sind ein paar Hühner, die gravitätisch nickend die Schloßfront entlang kommen: so mag einst der würdige Abt mit seinen Kaplänen post coenam sich hier ergangen haben.

An einem Seitenflügel entdecken wir hoch über dem Boden einen Klingelzug und rühren ihn. Er gellt weit durch die Flure, Treppenkorridore und Hallen des alten Gebäudes. — Nichts. — Noch einmal! — Wieder läuft der schrille heischende Klang durch die Gänge und sucht nach einem Kastellan, einem Mesmer oder Kustos. Eine alte Frau steckt den Kopf aus einem Fenster und gibt ein Zeichen, daß wir warten sollen. Dann knarrt die Tür und wir treten ein. Zuerst in die Kirche! Sie wird, wie das Schloß, nicht mehr benutzt, muß aber, alten Bestimmungen gemäß, baulich im Stand erhalten werden. Sie ist wie die italienischen Kirchen leer, so daß der Raum, auf breiter Sohle ruhend, ganz zur Geltung kommt. Dennoch ist es — nach der ersten Woge, mit der der Raum über uns zusammenschlug — nicht seine Wirkung, die im Eindruck vorherrscht. Die traumhaft-wirre überladene Barockdekoration, die hier, plötzlich von jeder Beziehung zum Leben abgelöst, wie in verzerrter Schauspielergebärde erstarrt ist, zersetzt mit üppigem Schnörkelwerk den reinen Raum, der fürs Gefühl dadurch seltsam belebt, gespenstisch wird. Er ist, wie der Traum, zugleich Leere und Fülle: durchsichtige Bildschatten stehen in ihm.

Wir gehen langsam auf dem gepflasterten Grund dem bizarr-phantastischen Hochaltar zu, der mit seinem Schatten-

dunkel in all dem weißen und bunten Schimmer der Pfeiler und Wände ein Mittelpunkt Ruhe ist, dessen Formen allein in dem hellen Gewirr für unsere Augen Gestalt werden. Er erscheint jetzt wie der malerisch belebte erhöhte Hintergrund einer Bühne; zwei breite, flache und geschwungene Stufen, die rechts und links von Pfeilern wie von prächtigen Kulissen flankiert werden, führen zur eigentlichen Szene, über die der Hochaltar wieder in drei Stufen ansteigt. Ein in tiefe purpurne Farben gewandetes fürstliches Drama, dessen Rhythmus ruhiger, größer sein müßte als die schöne aber sich auflösende Architektur ringsum, in dem gewaltige, doch wie Rosse auf Ziele zu gebändigte Leidenschaften ringen würden, könnte hier dargestellt werden. Ich sehe eine Gruppe und halte den Schritt an: zur Rechten auf den Stufen des Hochaltars, in gedämpfem Scharlach, ein königlicher Mann, sich stolz halb zurückbeugend wie eine Gestalt des Barock, so das Kraftvollgefühl seines gespannten Leibes gewinnend; links im Vordergrund violette, dunkelgrüne, schwarze Frauen sich scharend um ein hohe in graue Seide gekleidete Fürstin mit silbernem Schmuck, die mit ihren Blicken den Mann herabreißt; einzelne dunkel gekleidete unschlüssige Männer unterhalb des Priesters auf den Vorstufen — —

Meine Freunde sind hallenden Schrittes weiter nach vorn gegangen und ersteigen eben die Bühne. Sie stehen hochaufblickend, den Kopf zurückgelegt, hinaufdeutend — wie eine Gruppe Bewundernder, Anbetender — zusammen. Auch in dieser breiten Architektur ist der Zug zur Höhe, den alle Kirchenbaukunst immer erstrebt, noch lebendig genug und erfaßt den ruhigen Beschauer. Die alte Frau weist uns hoch im Deckengemälde in eines Engels Hand einen Spie-

gel und auf dem Boden einen Stein, von dem aus man sich selber in dem in Wolken gehaltenen Spiegel sieht.
Architektonisch ist die Rückseite des Raumes mit ihrer klaren, wenig überladenen Gliederung, der senkrechten Dreiteilung der Schlußwand, deren Höhe in zwei niedrigen und einem gehobenen Stockwerk aufwächst, und der hier wirkungsvoller hervortretenden oberen Galerie, erfreulicher und reiner. Mit ihr stößt die Kirche an die Gemächer des Schlosses, getäfelte, raumschöne, in die Rebberge und den See hinausschauende stillvornehme Zimmer, die auf breite, lange Flure und auf flachstufige, massiv-geländerte Treppen münden. In allem der Eindruck des in allmählicher Verfeinerung weit über seine Wurzeln emporgewachsenen, von dienenden Erdkräften scheu und geduldig getragenen, von der Scholle fast ganz abgelösten Lebens. Ein seltsamer Unterton dazu die theatralische Unechtheit des Materials: Stuck und Holz, die künstlich gefärbt, weißrötlichen Marmor darstellen.
Wieder fliegt unser Boot dem hügeligen Ufer entlang. Überlingen, die alte freie Reichsstadt, ist aufgetaucht und nähert sich rasch. Wenige Menschen nur sind auf den schnell zurückfliehenden Hafenanlagen zu sehen.
Ich denke meines ersten sommerlichen Besuches in dem malerischen Ort. Da hab' ich den ganzen Nachmittag damit zugebracht, in seinen Gassen und Gäßchen herumzulaufen, die alten Gebäude anzustaunen, mit leisem und doch von allen Wänden widerhallendem Tritt den Frieden seiner Kirchen und Kapellen aufzustören. In dem hohen, fünfschiffigen Münster, das ein spätgotischer Meister baute, hab ich lange gesessen. Einige betende Frauen und ich — ganz weit voneinander am Grunde des wachsenden, dun-

kelnden, kühlen Raumes. Ein paarmal kam oder ging jemand. Das Tageslicht fiel durch die Tür, ein schlurfender Schritt, ein Husten, die rasch nieder- und aufzuckende Bewegung eines Mädchens am Gitter vor dem Hochaltar. Dann Stille und Betrachtung wie zuvor. Die heiligen Personen, die überall auf Altären stehen, mit kleinen Sockeln an den Pfeilern angebracht sind oder aus dem bunten fremden Raum der Bilder in das Kircheninnere hinüberschweben, scheinen die wenigen Besucher nicht zu beachten. Ihre sakrale Starrheit ist verstaubt und leblos. Das Licht einiger Dankkerzen flackert an einem Seitenaltar im farbigen Schatten unter dem gemalten Fenster.

Dann blieb ich wieder vor dem alten Rathaus stehen, dessen holzgeschnitzten Sitzungssaal ich schon angesehen hatte. Das Wappen der Reichsstadt mit dem schwerttragenden Löwen prunkt stolz im Giebel. Die feste Mannhaftigkeit, die in den kleinen Stadtrepubliken als eigenstes Gewächs gedieh, hat auch in Überlingen gewaltet. Ringsum hat sie sich hier an der Landseite mit senkrecht tief in den Sandstein geschnittenen Gräben umgeben, in denen heute umgrünte Promenadenwege führen, zwischen hellen Felswänden. An einer tiefen Stelle des Grabens schwebt oben ein steinerner Brückenbogen hinüber. Das Dach eines weißen Planwagens leuchtet in den grünen Schatten des Grabengrundes. —

Allmählich baute sich in mir aus Toren, Türmen, auf der Höhe über den Gassen des Volkes gelegenen Patrizierhöfen, aus Klöstern, Kapellen, Ratsitzen und dem Gewirr der schmalen, steilen, aneinander gedrängten Häuser, mit ihren von den Kirchendächern breit überragten Giebelzacken eine raunende mittelalterliche Stadt, in der farbig und groß das

Leben flutete, mit Jubel und Schrecken. Und diese Stadt wuchs hinaus in das leuchtende, getürmte Abendgewölk. — —

Während ich noch in Gedanken versunken war, hatten die Freunde in großem, sicher in die Flut gezeichnetem Bogen gewendet. Die Sonne war blaß geworden. Wir fuhren aus der Enge des Buchtenarmes wieder der blaugrauen, sich in Duft hüllenden Seeferne zu, die ruhig und unbewegt vor unserem gerade in sie hinein gesteuerten Motor stand. Rechterhand tritt uns die dunkle hohe Schloßinsel Mainau, einst Sitz eines Deutschordens-Komturs und jetzt Großherzogliche Sommerresidenz, mit ihren aus Wipfeln aufragenden Gebäuden nahe und löst sich, zurücksinkend, weit von dem Ufer, das hinter ihr hochansteigt und sich dann sanft zu dem friedlichen Fischerdörfchen Staad niedersenkt. Wiesen, ein Uferwald — und unser Boot verläßt den Überlingersee. Die graue Ferne, in die wir so senkrecht hineinfuhren, macht plötzlich eine große Kreisschwenkung nach rückwärts, und die Dämmerungslichter des nicht mehr fernen Konstanz stehen aufblitzend vor dem Bug des Schiffes.

Der Unsterbliche

Ich erinnere mich eines Gespräches mit einem um ein Menschenalter älteren und reiferen Freunde. Wir standen in der Dämmerung des 9. Mai 1905, an Schillers hundertstem Todestage, auf einem Uferhügel, noch im Licht-, Rauch- und Glutkreis eines flammenden Holzstoßes, vor dem bewegte Schattengestalten sich bückten und reckten, und hinter dem durch den zerreißenden Schwaden immer wieder rot beleuchtete Köpfe sichtbar wurden. Über die widerscheinenden Wiesen und Wipfel weg zählten wir die Höhenfeuersterne drüben im Lande Tells und entdeckten mit dem Feldstecher immer entferntere, im Blaugrau stehende rötliche Lichtpunkte von schnell wechselnder, bald wachsender, bald schwindender Helligkeit. Von Zeit zu Zeit strich erhitzte, beizende Luft über die taunasse Wiese zu uns her; dann wieder wirbelte der Rauch mit glimmendem Funkenstaub gerade aus den glühenden Scheiten, aus Reisig und Kloben empor. Als wäre schon Juni und Sonnwendnacht.

Das Gespräch haftete an dem Worte „unsterblich". Der Sechzigjährige sagte: „Unsterblichkeit ist eine der lästigsten Vorstellungen, ist der ewige Gedanke an ein Publikum und eine erdrückende Belastung des Menschheitsgedächtnisses. Verstaubte Büsten, Denkmäler, die durch stetes Vorhandensein unbeachtet geworden sind! Unsterblichkeit ist lebensfeindlich und unschön, ist Phrase. Ich will nicht bestreiten, daß der Gedanke auch Verdienste hat: die Erha-

benheit und Größe, welche menschlichen Unwahrheiten und ihrem Zwang so oft eigen ist. Er gleicht darin dem Aberglauben früherer Völker, welche ihre trefflichsten Männer zu Göttern machten. Aber er steht geistig nicht höher, ist Atavismus. Wir leben in der Vergänglichkeit, Vergänglichkeit ist unser Wesen, Vergänglichkeit kann unsere höchste Schönheit sein."

Ich übersann seine Worte, die mich erst überraschten, aber schon zu überzeugen begannen, indem sie auf unerlöste Gefühle in mir trafen, die bis zu meiner frühesten Kindheit zurückreichten, die schon erwachten, wenn ich meine kleine Schülerbibliothek immer wieder einstauben sah und zum erstenmal die Mühe ahnte, die alles Erhalten fordert. Es ist offenbar ein in den langen, scheinbar wandlungslosen Zeiträumen der Kindheit gefaßtes Gefühl, das im Leben Dauer, Bestehen sieht und nicht erkennt, daß da nur Wachsen und Schwinden ist. Und trotzdem dies Kindheitsgefühl schon Enttäuschungsschmerz in sich birgt, fälscht es unsere Forderung ans Leben. Das sah ich ein.

Er fuhr fort: „Was wäre schließlich mit dieser Abtrennung der Unsterblichen von uns Übrigen gewonnen? Nur, daß man sie des schönsten menschlichen Vorrechtes: vergänglich sein, wieder unpersönlich zu werden, mit den Schwächen zu seiner Menschheit auszulöschen, um all sein Gutes namenlos fortwirken zu lassen, beraubt hätte. So wesenlos, wie die Gestalten werden, die in einer fremden Stadt in den Gassen der Dämmerstunde vorübergehen, wenn unser, durch die Reise von der heimatlichen Gewohnheit abgelöster Gedanke zufällig an die allgemeine Vergänglichkeit rührt, so sinken zuletzt die Großen und Größten in Dunkel zurück. Nur geht ihr Sichtbarsein durch weite Zeiträume."

Sein Auge, das bis jetzt seinem spielenden Stocke gefolgt war, hob sich gegen die dunkle Abendwand, in der noch immer einzelne rötliche Punkte glommen: „Wie große erhabene Sternschatten schreiten sie am Auge der Menschheit vorüber, bleiben auf der Höhe ihrer Bahn scheinbar ein Jahrhundert, auch ein Jahrtausend, fast unbewegt vor uns stehen, bis sie dann doch langsam zum Horizonte sinken. Glaubst du, daß der Mann, der das Wort sprach, „man solle sein Werk schweigend in den unendlichen Abgrund der Zeit werfen", dem widersprochen hätte?

Welche berauschende Vorstellung, tiefer als alle Unsterblichkeit, an das Leben zu denken, das Schiller im Bewußtsein der Menschheit nun über ein Jahrhundert führt, das, allen Zufällen und Geschicken, die die Erdenleben umlauern, entrückt, sich nach seiner Wesenheit durch die Zeiten vollenden, nach dem Maß seiner Lebenskraft noch durch Jahrhunderte strahlen und dann, von seinem Leuchten verzehrt, weihevoll verlöschen wird. Erst die kurze, fast ganz dem achtzehnten Jahrhundert angehörende Erdenzeit des Mannes, aus deren hinausgeschleuderten Energien sich dieses immer heller werdende Nachleuchten speist: der jüngere Sohn seines Zeitalters, der ins weite Erhabene hinausstürmt. Dann der Mann, der in das Gemeinsame so langer Zeitalter zurückkehrt, daß er nicht einer Zeit gehört. Dann nur noch das Werk und der Schatten. Weißt du, was dessen Leben heute ist? Ich will nicht irgendeine Redensart machen, Erziehung zur Freiheit, zur Männlichkeit, zum Ideal, und was sonst! Ich meine etwas viel Schlichteres, Schöneres. Er ist mir — und ich glaube, daß er es dir und deiner Generation auch ist, und ich wünsche, daß er es noch vielen Geschlechtern sein möge — die Jugend. Nicht das

herrlichste Erlebnis einer Jugend, das jeder erst als Mann begreifen lernt, Goethe, das er neidvoll verehrt; nicht eine fremde, sondern die eigene Jugend ist Schiller jedem. Kann man denn den „Tell", den „Wallenstein", die „Räuber" aufschlagen, ohne wieder jung zu werden, ohne in der abstrakten Leidenschaft der Jugend zu erglühen und elastischer zu schreiten? Nicht ins Einzelne, Gestaltete taucht man mit ihm, sondern ins All, in das uns sein Temparament, sein Schwung, sein bilderschaffender Glaube hinaustragen. Damit er dies köstliche, in Stunden der Unzufriedenheit mit sich, ja der Verzweiflung, immer wieder rettende, befreiende Erlebnis Jugend bleibe, gebt ihr ihn euern Kindern früh, wie wir ihn euch früh gegeben haben!"

Und den Ergrauenden überkam, ohne daß er seine Rede schon unterbrechen wollte, die Lust, Schiller zu lesen, jung zu sein. Wir schritten im Dunkel an dem rot verglühenden Holzstoß vorüber, über dem jetzt ganz feine, zitternd durchsichtige Rauchluft aufstieg, durch Gartennacht in sein altes, weinumranktes Haus. Dabei sprach er immer lebhafter, sprach vom Drama, dessen Entwicklung er mit dem Herzen verfolgte, und das in seiner Bibliothek den Haupt- und Grundstock ausmachte. Er hielt mich im Gartenweg am Arme: „Und woraus meinst du, war Schiller Dramatiker? Nur aus dem Temperament: jeder Einfall, den ihr vielleicht für weiseste Technik haltet, stammt aus seinem Temperament. Lustigerweise erscheint er überall, wo das frei waltet, als der unübertroffene Techniker. Und wo er wirklich als Techniker arbeitete, kam er auf Abwege. Aber in den dramatischen Höhenaugenblicken, in denen ihm keiner gleichkommt, fühle ich, wie bei ihm der dichterische Schauer beginnt, wie der Schreibende weiterjagt, noch ohne zu

wissen, wohin; wie dann plötzlich aus der Wolke seines Erschauerns der erste Blitz zuckt, der erste Einfall, blendend hell, zündet — und nun Blitz auf Blitz, Replik auf Replik folgt. Denke an die große Rollerszene, an den zweiten Akt von „Kabale und Liebe", das Nachtgespräch zwischen Oktavio und Max. Das ist unsterblich!"

Wir mußten beide bei dem Wort lächeln. Er rief: „Du siehst, wie jung ich schon durch den Gedanken an Schiller werde, daß ich dieses jugendlichste, nur der Jugend gehörende Wort gebrauche. Ihr allein mag es anstehen, sie weiß ja vom Sterben nichts!" Er hatte die messingene Öllampe angezündet, ein paar in ein verschossenes, abgeriebenes, gelbrosa Glanzpapier gebundene Bände des „Theaters" von 1806 — einen der mir liebsten Drucke der Schillerschen Dramen — in den Lichtkreis gelegt und blätterte. Er las einige seiner Lieblingsszenen, die hohle Gasse, die Gespräche vor Wallensteins Ermordung, aus der „Braut von Messina" ein paar Chöre, die er das Dramatischste nannte, was Schiller geschrieben habe.

Und als er las:

„Völker verrauschen,
Namen verklingen,
finstre Vergessenheit
breitet die dunkelnachtenden Schwingen
über ganzen Geschlechtern aus" —

da glaubte ich wieder, wenn auch geflüstert nur, das Wort „unsterblich" zu hören.

Dann, als wir nach langem, stillerem Beisammensein, währenddessen wir, jeder für sich, in den Büchern geblättert hatten, uns trennten, sagte er: „Dieser Gedenkabend hat mir wirklich warm gemacht. Ich freue mich, wie wir

uns verstehen. Wenn mir auch ist, als ob ich, weil ich dreißig Jahre früher geboren wurde, Schiller doch noch mehr besitze als du und deine Generation. Das stimmt mich wehmütig. Aber es ist so, wie die Verse des Neueren sagen, den du so oft anführst und den auch ich liebe:

„Gleich wie die Schlange ihre Haut, so wirft
der Mensch verjüngt die Seele ab,
wenn ihm die neue Seele schmerzhaft wuchs!"

Euch ist inzwischen wohl mehr als eine neue Seele gewachsen."

Mich bewegt, während ich zurückdenke, das Selbstverständliche und so Merkwürdige: wie die Lebensalter und die Temperamente nebeneinander mit andern Augen in das Licht desselben Tages blicken und keiner das Gleiche sieht. Und ich begreife als den Sinn der großen Dichter und Gestalter: die Getrennten in starken Gefühlseinheiten zusammenzufassen, daß sie sich in einem Dritten verstehen. Schiller ist eine der lebendigsten Einheiten, die uns zu einem Ganzen verbinden.

Sturm

Ein rauher, grauer Tag. Der Wind stößt abwechselnd aus Ost und Nord-Ost, daß die südlichen und westlichen Ufer von schaumiger Brandung umrauscht sind. Fischerboote zerren und reißen an ihren Stricken, als wollten sie von den Wellen gepackt sich forttragen und irgendwo auf den Strand werfen lassen. Die Dampfer arbeiten gegen Winddruck und Seegang.

Ich streife am südlichen Ufer des Überlingersees, durch Wald, Wiesen, am flachen Strand, wo das Brausen und Schlagen und Rollen der Wellen, wenn sie weit über flachen Grund heranlaufen müssen, mich umtost; und oben auf steilen bewaldeten Hängen, wo das Rauschen der Bäume und des Sees zusammenklingt in einen großen wilden Gesang. Auf die Höhe steig ich, über die großen, in die Sandsteinfelsen gegrabenen Keller der Konstanzer Brauereien. Da halten ein Aussichtsturm, ein einsames Haus und ein Friedhof Nachbarschaft. Wenn man auf dem Turme steht, sieht man weit über den See und das waldige, wellige Land. Das alles braust und rauscht. Ziehend und sich ohne Rast wandelnd, umgestaltend, sich überholend, zerreißend und drängend wandern die grauen Wolken über die Weite. Der Wind rüttelt am Turm und pfeift um seine Ecken.

Wie das Kraft und Frische gibt! wenn man jeden Schritt fast gegen das Wetter erkämpfen muß, wenn der Wind gegen uns drückt, uns zur Seite werfen will und unsern

Mantel flattern läßt wie eine wehende Fahne. Mit diesem Wind will ich ringen. Ins Boot! Das Gewell ist durch ein vorspringendes Horn etwas gebrochen, ich kann das Boot losketten, ohne daß es von der Brandung sofort wieder an den Strand geschlagen wird. Aber nur einen Augenblick, gerade zum Hineinspringen, ist Zeit, und gleich müssen die Ruder arbeiten; und müssen tief fassen, sonst tauchen sie mit dem steigenden und schwankenden Boot fortwährend spritzend aus dem Wasser. Mit aller Wucht schlägt der Boden der Gondel, die ich dem Wind und Gewell entgegentreibe, regelmäßig nieder aufs Wasser, wenn ihn eine Woge gehoben hat. Ich habe das Gefühl, kaum vorwärts zu kommen. Der Pfahl am Ufer, von dem ich abstieß, ist mir noch immer ganz nah. — Allmählich entfernt er sich. Die Wellen werden stärker. Wenn die Spitze der Gondel eintaucht, schlägt die Spritzwelle über meinen Rücken.

Aus dem Schutze des Horns ist die Gondel heraus. Der Druck des Windes und des Gewells ist gewachsen. Bei allem Widerstand meiner Ruder steht das Boot, gehoben und niedergestoßen, aber ohne vorwärts zu kommen. So halt ich's vielleicht eine Viertelstunde. Dann ein Ruck. Ich wende. Und nun flieg' ich über die Wellen, die mich dennoch immerzu überholen, hinten über den Bootsrand schäumen und die Gondel bedenklich schief auf ihre Schultern nehmen.

Ein Dampfer taucht fern über den Wasserbergen auf.

Eine flache Uferstelle, auf der die Brandung verschäumt. Ich werfe das Boot auf einen Wellenrücken und rudere mit aller Kraft. Es gelingt. Ich kann hinausspringen und das halb mit Wasser gefüllte Fahrzeug heraufziehen und an eine Weide binden.

Das Kloster Salem

Ein Spätherbstmorgen. Weiter stiller Nebelduft liegt über dem Bodensee. Die Dampfer, ein Fischerboot, die verschwimmenden Uferlinien — alles fließt, kaum abgehoben voneinander, in dem ruhigen Grau. Das sind die unbewegten, wie in den Nebel eingebetteten, einsamen Traumtage der Bodenseelandschaft, die nur der Einheimische kennt, weil sie sich erst über die friedsamen Gestade lagern, wenn längst die letzten Fremden fort sind. Mittags kommt stiller, in der weiten Ruhe leise wärmender Sonnenschein in den silbernen Duft, der sich ein wenig klärt, aber nicht von der Ferne hebt, und in den nun braunrote Wälder, die herbstbunten Bauerngärten und ein wenig mattes Blau des Sees hineinleuchten. An den Straßen, auf denen in welken Blättern grüne, luftgebräunte Schalen wie Überreste einer Käferschlacht umherliegen, sind Männer, Frauen, Kinder eifrig mit dem Nußernten beschäftigt. In den Weinbergen wird ohne viel Festlichkeit die Lese gehalten; in großen Bottichen steht der rote Most.

An solchem Tage hatten wir, zwei Freunde, mit unseren Rädern einen Dampfer bestiegen und waren, noch im dichten Frühnebel, von fernen Dampfersirenen, denen unser Nebelhorn dumpf antwortete, begrüßt, über den stillen, nur um unser Schiff aufschäumenden See gefahren: nach Uhldingen, einem kleinen Bahnanschlußdorf am Nordufer des Überlinger Sees.

Langsam tauchte die Landungsbrücke mit ihren Pfählen

und dem Zollhäuschen wie ein Schatten aus dem gleichmäßigen Grau, wurde größer und raumhafte Gestalt. Und schon schoben die Schiffsleute das Brückenbrett hinüber. Ein Gendarm, eine Frau mit Körben und wir stiegen aus. Hinter uns wurden noch ein paar leere Fässer ans Land gerollt.

Mehr als im blühenden Frühling oder an den langen sonnigen Tagen des Sommers, wenn hier an diesen Ufern alle Orte voll Leben und Verkehr sind, wenn die mit Fremden gefüllten Schiffe, die vollen Züge uns immer im Gefühl der großen Einheit von Nord und Süd halten, bedarf der geistige Mensch, der hier lebt, in der einsamen stillen Zeit des Spätjahrs der Berührung mit alter Kultur, altem Geist, alter Kunst, mit dem steingewordenen Leben der Vergangenheit, um immer wieder seine Zusammenhänge, seine Heimat, die Bedingungen seines Daseins zu finden. So hatten wir wieder einmal einkehren wollen in dem alten mächtigen Klosterbau, der — jetzt ein markgräflich badisches Schloß — einst der Herrschaftssitz dieses ganzen Gebiets war, Salem geheißen, wie fromme Etymologie das alte Salmansweiler umtaufte.

Nach nicht allzulanger Anfahrt durch Riedland schoben wir die Räder, um auf die Höhe des Uferhügelzuges zu kommen, hinter dem sich das Salemer Tal, dem See gleichgerichtet, hinzieht, nördlich von den Heiligenberger Höhen begrenzt. Die sich windende Straße führt an einem Teich vorüber, der jetzt mit seinem Schilf wasserlos, sumpfig dalag. Schon wuchs das verstreute Sonnenlicht, wie wir auf die Höhe kamen; braune Eichen, rote Buchen enttauchten dem Duft und trugen farbigen Schein. Dann ging's rasch die Obstbaumstraße hinunter, durch das reiche Dorf Mimmen-

hausen, an einem in den Wiesen verborgenen Wasser, einer Aach, entlang, während vor uns, aus den herbstlichen Wipfeln eines Parkgartens, die große, viereckige, hochdachige Gebäudegruppe der alten Klosterstadt sich hob.

Zu einer Art Stadt, einem geschlossenen Gemeinwesen, hatte sich das Kloster, das im zwölften Jahrhundert ein Ritter Guntram von Adelsreute stiftete, entwickelt, lange bevor es im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts säkularisiert wurde. Während ihm das umgebende, dem Kloster gehörige Land die Lebensmittel lieferte, umschloß es selbst alle Gewerke in seinen Mauern. Mönche waren selbst die Glockengießer, die Bildhauer, die kunstvollen Sticker der Prachtgewänder für die Meßpriester. Nur die Meister jedes Gewerks mußten, einem alten Brauch zufolge, Laien sein.

Starker, lebendiger Herrengeist spricht gleich aus der raumvoll-mächtigen Bauanlage des Ganzen, den großen Höfen und Zwischenzügen, dem hohen Rundbogenportal, das die westlich führende Landstraße aus der ehemaligen Ummauerung des befestigten Ortes entläßt, dem tiefen Schloßgraben, der, mehrfach überbrückt und umrankt, mit seinem stillen Wasserlauf jetzt eine Schönheit des Parks ist und zum Teil unterirdisch fließt: so auch unter ein paar mächtigen alten Kellergewölben der nordwestlichen Gebäudeflucht, in denen wohl früher eine Mühle untergebracht war.

Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert schuf nach den Bränden und Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges den allgemeinen einheitlichen Baucharakter. Ein prächtiger, durch zwei Stockwerke gehender Kaisersaal, mit den Medaillonbildern der römischen Kaiser, zeigt die schwulstige Kraft eines etwas handwerksmäßigen, jetzt ganz in seiner

Pose erstarrten frühen Barock; in dem erhaltenen Privatkabinett des fürstlichen Abtes dagegen erkennt man den Geschmack für feine Wohnlichkeit in dieser Bauepoche. Am meisten tritt in Salem der klösterliche Charakter, den natürlich die Umwandlung in ein markgräflich badisches Schloß verwischte, in den langen, vieltürigen Korridoren und in der Liebe, mit der die großen Keller und die alten rundbauchigen Weinfässer geschmückt sind, zutage. —

Es ist Mittag geworden und leichtblauer Himmel. Wir halten im Wirtsgarten in der milden Herbstsonne Rast, die überall durch die halbentblätterten Wipfel auf die leeren Holztische hereinscheint. Goldenes Laub liegt auf Boden und Bank. Hühner rascheln darin. Ein Hund, eine Katze haben sich zu uns gefunden und nehmen am Frühstück teil. Die Magd, das Tablett in der Hand, lehnt am Nebentisch und erzählt vom Sommerbesuch und von ihrer Heimat im Oberland, bis sie von den Honoratioren, die drin in der Wirtsstube essen, hereingerufen wird. Ein Einspänner fährt vorn am Haus vor. Und wieder ist diese duftige, sonnige Herbststille um uns, in der wir uns warm und wohlig strecken und mit dem Gefühl, daß wir uns das Beste noch aufbehalten haben: die Innenausstattung der kleinen, Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erbauten gotischen Kirche. Ihre marmornen Altäre, Figuren, alabasternen Vasen, Reliefs, Geländer sind in das von den Schweden innen ausgebrannte Gotteshaus in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eingebaut und ungefähr zur Säkularisation des Klosters fertig geworden.

Deutsches Rokoko!

Johann Georg Dürr, ein Bayer aus Weilheim, ist der Bildhauer, der die hauptsächlichsten dieser Altarbauten und

Gestalten schuf: seine feine, sichere Künstlerhand ist wohl von der seiner handwerklicheren Nachfolger, seines Tochtermanns Wieland, seines Gehilfen Fruchtmayer, die das große Werk äußerlich zu Ende brachten, zu unterscheiden.
Dürr starb 1779 vierundfünfzigjährig in Mimmenhausen. Man hat seinen Grabstein später in die Kirche, die sein Werk umschließt, übertragen. Darauf steht: „Wandersmann! Dieser dankbare Stein bedecket den frommen Christen, den treuen Ehegatten, den sorgfältigen Vater, den großen Künstler, nämlich den H. J. Georg Dürr, vortrefflichsten Bildhauer in Mimmenhausen. Er trat in die Welt zu Weilheim, den 2. IV. 1723, er verließ sie zu Mimmenhausen den 9. X. 1779. In dem schönen Münster zu Salmansweil hat er seinen Namen der Unsterblichkeit eingegraben. Wünsche der frommen Asche die ewige Ruhe! Und geh auf dem Pfade seiner Tugenden fort!"
Dürr muß jung die Welt gesehen haben, auf seinen Wanderungen wahrscheinlich auch nach Italien gekommen sein. Er hat sicher mit glühender Seele die bedeutendsten Werke seiner Kunst in sich aufgenommen, in ihnen gelebt. Da wird dem Siebenunddreißigjährigen der ehrenvolle Auftrag, den plastischen Schmuck der Salemer Kirche zu schaffen. Er ist durch diese Aufgabe auf lange hinaus materiell sichergestellt — und zog gewiß frohen Mutes in das stille, hügelumstandene Wiesental. Aber ob er gedacht hat hier zu enden? nie wieder an einen der künstlerischen Mittelpunkte seiner Zeit zu kommen? im dörflichen Frieden zu leben und zu sterben, er, ein Mann, der Pracht in sich trug, der an einem großen Hofe hätte glänzen können? Ob nicht in der Frömmigkeit, die sein Grabstein ihm nachrühmt, ein gut Teil Entsagung war? Er war als Künstler nicht

ersten Ranges; aber er war sicher über Mittelmaß und Durchschnitt.

Die beiden Werke, die den Blick zuerst und zuletzt wieder fesseln, sind zwei pyramidale Aufbauten an den Seitenpfeilern, rechts und links vom Hochaltar. In der linken Gruppe, die — in nicht ganz einwandfreier Komposition — um eine Inschrifttafel gruppiert, die Stiftung des Klosters darstellt, fällt sofort die Figur des Papstes Innozenz II. durch die Reinheit und Weichheit der gestaltgebenden Linien auf. Der Schatten des steifen, gestickten, am Halse abstehenden priesterlichen Gewandes, aus dem sich der geneigte Kopf erhebt, erhöht ihr Leben: der Mensch als Träger der Institution und die Institution, der starre Ornat, sind in einen leisen Gegensatz gebracht. Gewaltiger ist die rechte Gruppe, auf der der mantelumhüllte Tod, vor dem das Gerippe eines Abtes hockt, den Vorhang von der Totentafel der Abte zur Seite zieht. Hier tritt in das feine, graziöse Rokoko der Geist schwerer deutscher mittelalterlicher Kunst. Eine Totentanzgruppe erscheint ins Kolossale übersetzt. Wie liegen die umgehängten Schmuckkreuze auf dem Schattendunkel der Rippenbrust auf, wie hält diese Knochenhand die schwere Gewandmasse, wie sinkt dieser infulgeschmückte Abtschädel vornüber, wie greifen diese Knochenzehen! Hier ist die Komposition, die die zwei Gestalten senkrecht übereinander ordnet, meisterhaft. Wir übersehen neben dieser mächtigen Gruppe fast die Seitenheiligen des Hochaltars, die feinen Alabasterreliefs an den Geländervasen und die vielen Nebenaltäre. Doch kommt uns die stellenweise noch sichtbare Beziehung dieser Marmorplastik zur Holzschnitzkunst zum Bewußtsein.

Schweigend treten wir die Heimfahrt an, in dem sich

wieder in Dunst hüllenden Nachmittag. Nach Überlingen hinab führt die Straße — langhin über Felder, durch Wald. Dann rollen die Räder durch die schon dämmerigen Straßen der Stadt zum Landeplatz. Erst auf dem Abenddampfer, der schaumschlagend in das Seedunkel hinausfährt, erwacht das Gespräch:

„Es ist ein merkwürdiges Gefühl, wenn man so in ländlicher Abgelegenheit plötzlich auf Werke tüchtiger Kunst stößt, die Berühmtheiten wären, wenn sie an zugänglicherer Stelle stünden. Ich muß immer wieder an den Mann denken, der das schuf, der, von den äußeren Verbindungen mit der Zeit und der Kunst seiner Zeit abgeschnitten, der Einsamkeit nicht erlag und offenbar sich die fruchtbare Anregung Mitschaffender durch Erinnerungen ersetzt haben muß."

„Vielleicht täuscht uns hier überhaupt unser Empfinden, das aus einem Zeitalter ganz anderen Verkehrs, einer viel stärkeren Entwickelung der großen Mittelpunkte geboren wurde, die heute alles Bedeutende an sich reißen. Vielleicht war das Leben an einem ländlich-fürstlichen Hof wie dem des Salemer Abtes für einen Künstler des achtzehnten Jahrhunderts, zumal wenn er selbst aus kleinen bäuerischen Verhältnissen stammte, gar keine Entsagung. Der dörfliche Frieden ließ ihn still und ganz in seinem Werk leben. Das floß mit der Welt seines Glaubens und Vorstellens zusammen. So fand er darin wohl einen Raum reicher an Leben und Gestalten, als ihm die Wirklichkeit je hätte bieten können." —

In den Oberſee

Das direkte Vormittagsschiff nach Bregenz – ein Österreicher mit adretter Bemannung – das Konstanz gegen zehn Uhr verläßt, ist im Sommer stets ein Sammelpunkt des internationalen Reisepublikums. Während das Schiff den Konstanzer Hafen verläßt, mustern wir die Fahrtgenossen, deren ein großer Teil sich noch eng um die Kasse schart. Vorn am Bug stehen zwei Selbstfahrräder englischen Fabrikats. Aller verfügbare Raum daran ist zu eingepaßten Koffertaschen ausgenutzt – anscheinend für weite Fahrt. Einer der Fahrer schraubt und putzt am Motor. Ich vermute, daß sie von Bregenz über den Arlberg nach Tirol wollen. Sonst ist das Publikum des zweiten Platzes im wesentlichen deutsch: Hochzeitsreisende, Studenten, ein älteres Ehepaar in Reiseloden-kostüm, beide schon grau, aber, frischen Gesichtes und von der Natur offenbar so beglückt und erfüllt, daß sie ganz jung aussehen, Landleute, Geschäftsreisende. Wir schlendern nach hinten, wo nur noch wenige Spätergekommene an der Kasse stehen, lösen Karten und steigen auf das Oberdeck. Im Schatten des breiten Sonnensegels, an gedeckten Tischen, auf Klappstühlen und den bequemen Stangenbänken sitzt ein offenbar behaglich reisendes, wohlhabendes Publikum. Zunächst der Treppe ein paar französische Curés, dort drüben ein bayrischer Offizier, der mit zwei österreichischen Kameraden in lebhaftem Gespräch ist, Engländer, Amerikaner, Italiener.

Der Dampfer hat die von Booten belebte Konstanzer Bucht verlassen. Die wohnlichen Ufer mit den Villen und Landhäuschen sind auf beiden Seiten weiter auseinandergetreten.

Der Überlingersee öffnet sich linkerhand, tief ins Land zurückweichend. Wir halten etwa die Mitte des Sees und fahren in der Richtung seiner größten Längsausdehnung. Noch verschleiert der leichte Duft die Ferne vor uns ganz; es geht wie in meerartige Weite hinaus. Auch die Schweizer Berge, die sonst groß und das Bild beherrschend zwischen Konstanz und Rorschach über ihrem Vorufer stehen, sind kaum angedeutet. Auf der deutschen Seite ist Meersburg, das malerische alte Felsennest, vorübergezogen und die beiden Kuppeltürme des Königsschlosses von Friedrichshafen nähern sich.

Ich muß eines merkwürdigen Besuches gedenken, den ich einmal dem wundervollen alten Schloßpark gemacht habe. Der Parkwächter, der mich führen sollte, ließ mich erst lange warten: „vielleicht könne doch Se. Majestät jetzt in den Park gehen." Als ich es dann aufgeben wollte, entschloß er sich aber, und in raschem Wanderschritt, wie man ihn anschlägt, wenn drohend ein Gewitter am Himmel steht und weit und breit kein Haus zu sehen ist, begannen wir die Besichtigung. Plötzlich schossen zwei weiße Hunde an mir vorüber.

„Es sind die Hunde des Königs —" der Parkwärter hatte mich schon am Arme, um mit mir umzudrehen und davonzulaufen. Glücklicherweise kam ein Lakai, der mit der größeren Ruhe, wie sie die unmittelbare Nähe hoher Personen gibt, des Parkwärters klopfendes Herz beschwichtigte: wir kämen noch vorbei, ehe der König uns begegnen könne.

Da ging die Besichtigung weiter – jetzt in einem Zeitmaß, als ob wir einen bereits im Fahren begriffenen elektrischen Wagen erreichen müßten. Die seltsamsten Bäume, Koniferen und riesige Blattpflanzen, Schlinggewächse, Gesträuche, Blumenbeete und Tabakstauden, Zedern vom Libanon, Kakteen und Palmen flogen rechts und links an uns vorüber. Fortwährend war der Arm des voranfliehenden Dieners halb nach hinten gerichtet, während er atemlos eine Menge botanischer Namen hersagte. Links öffnet sich eine Allee. Und nun erreicht unsere Geschwindigkeit noch eine weitere Steigerung. Ich fühle, daß dies Tempo nicht lange geleistet werden kann. Während wir an der Allee vorüberschießen, sehe ich mit raschem Blick in ihrer Tiefe eine Gestalt kommen. „Der König!" stößt der atemlose Wärter hervor, „er geht zum Schwimmen."

Erst hundert Meter weiter wird uns ein Augenblick Rast gegönnt. Der König ist indessen in den Gang verschwunden, aus dem wir kommen.

„Es ist sehr merkwürdig," sagt der Parkwächter, „daß die beiden weißen Hunde Sie nicht gebissen haben. Sie beißen sonst immer." – –

Aus der Klosterzeit der Schloßanlage ist die Ummauerung des Ufers, die übermannshoch keinen Ausblick vom Park aus auf den See gestattet, beibehalten. An einer vorspringenden Stelle ist sie durchbrochen: da ist eine Halle und vor ihr eine wellenumspülte Terrasse erbaut, ein herrlicher, italienischer Sitz. Während ich sie besichtigte, hielt mich der Parkwächter hinten am Rockschoß fest, damit ich nicht zu weit vortreten und etwa den fern schwimmenden König entdecken könnte.

Indessen ist der Dampfer an der tief eingeschnittenen brei-

ten Bucht von Friedrichshafen vorübergefahren. Das massive, kastellartige Seeschloß Montfort ist aufgetaucht und sinkt zurück. Das malerische Wasserburg spiegelt sich mit seinen weißen Häusern in der Flut. Und langsam wächst das mit alten und neuen Türmen, Kirchen, Kasernen und ehemaligen Befestigungsanlagen, Hafen- und Bahnbauten, mit vielen Dächern und Giebeln auf seiner Insel zusammengedrängte Lindau uns entgegen. Hellrot leuchten die Dächer der mit Geschmack und Geschick in das Stadtbild eingepaßten neuen Luitpold-Kaserne und ihrer Nebengebäude. Der Dampfer fährt im Bogen hinaus, um die Hafeneinfahrt zu gewinnen, die sich zwischen dem hohen Leuchtturm und dem mächtigen granitenen Löwen Bayerns wie ein Riesentor öffnet. Badische, bayerische, württembergische und Schweizer Dampfer liegen im Hafen; daneben große Trajektboote und Lastschiffe. Die breite Quaistraße, auf der es von Reisenden, Zollbeamten, Kofferträgern, Schiffsmannschaft und müßigen Gaffern wimmelt, ein schlanker alter Hafenturm mit buntem Dach, die Masten der Schiffe, das Denkmal des Königs Max, unter dem die Bahn München-Lindau erbaut wurde, dort die Schienenanlage, auf der die Güterwagen gleich auf die großen Schleppboote hinausgefahren werden können — das ist ein buntes, lebendiges Bild, das während des kurzen Aufenthaltes und des Umwendens im Hafen das Auge genugsam beschäftigt.

Wieder rauscht der Dampfer zwischen den großen Pfeilern hindurch. Die Wellen, die er erregt, spritzen hoch auf an ihren Quadern. Ein österreichischer Zollbeamter ist eingestiegen, um während der kurzen Fahrt bis Bregenz das Gepäck der Reisenden zu revidieren. Bald tragen die mei-

sten Rucksäcke, Koffer, Taschen, Deckenrollen und Schachteln das Zeichen, das sie in Bregenz frei einpassieren läßt.

Schon geraume Zeit, ehe wir nach Lindau kamen, war das Pfändergebirge, an dessen Fuß Bregenz liegt, immer deutlicher und dunkler aus dem lichten Duft der Ferne hervorgetreten. Auch die Schweizer Berge sind nahe herangerückt. Weit geöffnet liegt zwischen beiden Berggruppen das Rheintal, sich in ferne blaue Gebirgszüge verlierend, ein tiefer charakteristischer Einschnitt in die Landschaft. Hier kam die alte Römerstraße von Mailand über den Splügen her, um von Bregenz weiter nach Augsburg zu ziehen. Hier führt der Weg, den heute nur unsere Sehnsucht geht, am Rhein hinauf ins Bündner Land, zur Via Mala, zu Albula und Julier, ins Obere Engadin; auf der österreichischen Seite, am Fuße der Bregenzer Waldberge, über Dornbirn mit seiner durch wilde Felsen gebrochenen Rappenlochschlucht nach Feldkirch und über die, seit der Erbauung der Bahn und des großen Tunnels zwischen Langen und St. Anton, seltener benutzte, einsam-schöne Arlbergstraße ins Herz von Tirol. So liegt die Rheintalöffnung wie ein weites Tor zum Paradiese vor dem Blick.

Die freundliche Bucht von Bregenz, der wir schon ganz nahe sind, mit ihren schmucken Stadthäusern, ihren aus Gartengrün hervorlugenden Villen, ihren Kirchtürmchen und sonnigen Hafenanlagen war einst unwirtlich, rauh, von wilden Waldschluchten zerklüftet, in denen, von Gießbächen vorwärtsgestoßen, kantige Felsblöcke ins Tal rollten.

Die Römerkolonie, das alte Standlager Brigantium, war

wieder zerstört. Wuchernde Wildnis hatte sich die Trümmerstätte zurückgezwungen. Da fuhren singend in großen Kähnen, von Arbon herüber, die beiden ersten Bekehrer dieser Gegend, Columbanus und Gallus mit zwölf Genossen in die Bucht, um hier eine klösterliche Niederlassung zu gründen. Walafried Strabos, des Reichenauer Mönches, legendenhaft ausgeschmückte Erzählung der Geschicke, die den irischen Bekehrern hier begegneten, — von ihrem ersten siegreichen Kampf gegen die heidnischen Götzen bis zu ihrem Fortziehen — erhält deutlich den Eindruck der schaurigen einsamen Wildnis dieser Gegend, ihn mit der urtümlichen, märchenbildenden Vorstellungskraft früher Erzähler in ein Erlebnis verdichtend:

Gallus fischt in der Nachtstille. Da hört er plötzlich zwei Dämonen miteinander reden. Der eine spricht von den Gipfeln des Gebirges, der andere antwortet aus der Seetiefe. Mit schauerlich kreischenden Stimmen beraten sie über die Vertreibung der Einwanderer. Erst als die eilig zusammengerufenen Brüder gemeinsam laut beten, ziehen die unholden Geister, wie Sturmwind klagend, über die Berghöhen des Bregenzerwaldes davon.

Heut haben keine Dämonen mehr ihren Wohnsitz in der lachenden Bucht. Licht und freundlich begrenzt sie östlich den hellen See, und oben auf der Höhe des Pfänderberges, auf dem der eine der beiden dräuenden Naturgeister geredet hatte, steht ein kleines Gasthaus, von dem aus man prächtige Aussicht genießt. Der gewöhnliche Weg führt gleich, wenn man den modernen Hafenstadtteil mit den neuen Gebäuden der Post, der Bezirkshauptmannschaft, des Vorarlberger Landesmuseums und die ältere malerische Oberstadt mit ihren römischen Mauerresten passiert hat,

an dem Abhange hinauf. Wir wählen ihn als Rückweg und steigen jetzt in eine kleine Dampfbarkasse, die uns nah am Bergufer zum Gasthaus „Bregenzer Klause" führt. Die Kasernen, ein beflaggter, aus Parkgrün hervorschauender Turm, immer neben uns die Bahnschienen, auf denen uns ein langer Zug überholt, eingepfählte Badehütten und hoch darüber die steilen Berghänge — da sind wir schon an der Bregenzer Klause. Hier war einst eine stark befestigte Wegsperre, die im dreißigjährigen Kriege berühmt geworden ist: schmal läuft die Straße zwischen See und Gebirge, und das Bergwaldgelände, von dem aus eine Umgehung der Sperrschanze erzwungen werden muß, bietet dem heraufkommenden Angreifer harte Ungunst. Wir stoßen im Wald auf die Steine, die an den kühnen siegreichen Angriff der Schweden erinnern. Hundert ihrer besten Männer erstiegen die nördliche Senke des Pfänderberges und schlugen die Seitendeckung des Passes zurück, der nach diesem Schlag nicht mehr gehalten werden konnte.

Wir steigen auf der Abdachung des Berges weiter empor. Der Weg zieht sich hinüber zum Rand des Daches und gibt plötzlich einen weiten wundervollen Blick auf Bregenz, die Bucht, Rheintal und Säntisgebirge frei. Das Bild ist durch die Steilheit des Abhanges unter uns weit abgelöst und doch bis tief unter unseren Fuß aufgerollt. Der von hier aus parabolisch erscheinende große Bogen der Bucht, mit den wie eine geometrische Konstruktion in ihn hineingebauten geraden Linien und Winkeln der Hafenanlage, und die gezähnte, aber in ihrem großen horizontalen Zuge doch unbeirrte Wagrechte des entfernteren Gebirges, geben als die beiden vorherrschenden Gestaltelemente des Anblicks

dem Bild trotz all seines Reichtums – Dampfern und Seglern, dem Häusergewirr, Wegen und Straßen, Wald und Wiesen, nahen Hügeln und ferner Ebene – etwas mathematisch streng Gegliedertes, Übersichtliches, Klares, das erfreut und sich einprägt. Dann aber erkennt man hier, wie auf einer Landkarte, die Lage von Bregenz als eine notwendig und klug gewählte, erlebt im Anblick etwas von der Geschichte der Stadt, sieht, wie sich die Burg an die schützenden Berge lehnt, während die eigentliche Stadt an den See sich drängt, die Rheintalstraße aufnimmt und den Uferweg nach Norden beherrscht, sieht die Ausnutzung vieler Bedingungen und Möglichkeiten in dieser Anlage der Stadt gewollt und erreicht, und freut sich an dem Erkennen alten, Form gewordenen Menschenwillens.

Jetzt steigen wir durch Wald und über Wiesenhänge zu der grünen sanften Pfänderkuppe empor. Weit tut sich der Blick in den Bregenzer Wald auf: nah und fern Berge und Täler in anmutigen Linien, mit Feld- und Waldvordergrund und – weil wir in der Klause und an unserem Aussichtspunkt allzulange gerastet haben – schon in die kalten dunkelgrün graublauen Töne der beginnenden Dämmerstunde getaucht, die aus den tiefen Schatten der Täler aufzusteigen scheint. Über Konstanz, Reichenau, die fern wie dunkle Streifen im Glitzern des Sees liegen, und den Hegaubergen, die sich darüber schieben, steht der rote Abend. Wie ein riesiges rundes Becken ist der See.

Hier mag der alte Römer Amianus Marcellinus, von dem uns ein Bericht über den Bodensee erhalten ist, gestanden, nach Westen hinübergeschaut, dies Bild mag er sich eingeprägt haben. Kaum eine Stelle der Ufer begünstigt nämlich so sehr den in Entfernungsangaben und Karten früherer

und späterer Geographen enthaltenen, von Marcellinus aber auch als unmittelbaren Eindruck berichteten Irrtum, daß der See etwa rund sei und keine nach irgendeiner Himmelsrichtung vorwiegende Längsausdehnung habe. An den meisten Punkten der Ufer erkennt man deutlich, daß sich die Gestalt des Sees jeder Beurteilung entzieht. Hier aber stellt sich der See deutlich als ein mächtiges rundes Becken dar. Auch Marcellins anfechtbare und angefochtene Schilderung des Rheindurchflusses durch den See scheint ein Beleg dafür, daß er am Pfänderberge stand. Dem von hier Ausschauenden erscheinen oft, durch Wind, vielleicht auch durch nachflutendes Gewell hervorgerufen, Striche über dem See, die Strömungen gleichen. Die starke Verkürzung, in welcher der See erscheint, würde bedingen, daß schon eine nicht allzuweitreichende Wasserbewegung in westlicher Richtung wie ein den ganzen See abgetrennt durchströmender Fluß erscheinen könnte. Während wir in der großen Glasveranda des Pfänderhotels Abendbrot essen und noch ein Stündchen beisammensitzen, blättern wir in dem treuen alten Bodenseeführer von Gustav Schwab und lesen die merkwürdige Beschreibung Marcellins, die aus dem vierten Jahrhundert nach Christo stammt, noch einmal nach:

„Der Rhein tritt in einen runden und ungeheueren See ein — Brigantia nennt ihn der anwohnende Rhätier — der 460 Stadien lang ist und fast in gleiche Breite sich ergießt, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, außer wo jene alte nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat: denn die Natur der Örter und des Himmels Unfreundlichkeit streitet wider die Barbaren. Durch diesen Sumpf bricht der Strom brausend mit

schäumenden Wirbeln, wandelt rasch durch die träge Ruhe seiner Gewässer, und durchschneidet sie mit einer scharfbegrenzten Fläche; und wie ein durch ewige Zwietracht von ihm getrenntes Element, löst er sich wieder ab vom See, mit nicht vermehrtem und nicht vermindertem Strome, mit ganzem Namen und ganzen Kräften, und, auch ferner keine Ansteckung erleidend, taucht er sich in des Ozeans innerste Tiefen. Und, was gar wunderbar ist, das ruhende Gewässer des Sees wird von dem raschen Durchgange nicht bewegt, und der eilende Fluß von dem unter ihm schwimmenden Schlamm nicht aufgehalten; beider Stoff vereinigt und vermischt sich nicht: und lehrte nicht der Anblick, daß es wirklich so geschehe, so würde man glauben, keine Gewalt sollte die beiden voneinander fernhalten können."

Wir genießen, indes wir die Schilderung lesen, das Gefühl der Berührung mit einem Menschen durch Jahrhunderte hindurch und sinnen noch lange über die Möglichkeit seines Berichtes nach.

* * *

Der Morgen findet uns im dichten Nebel. Die schöne Aussicht, die wir des Abends hatten, läßt uns darüber nicht allzusehr grollen, und nach dem Frühstück auch die Stimmung dieses feuchten rieselnden Graus, in dem das Gras trieft, die Steine blank schimmern und alles ringsum mit perlender Nässe beschlagen ist, auskosten und genießen. Dicht in unsere Lodenmäntel gehüllt, steigen wir zum Gipfel. Nur nächste Nähen umgeben uns; nichts bringt es uns zum Gefühl, daß wir auf einem Berge sind. Die Nässe dringt von allen Seiten auf uns ein, die Mäntel

werden merklich schwer und hängend. Ein Strauch, an den ich anstoße, schüttet einen Tropfenregen in die faulenden Blätter am Boden. Wir beschließen, die für den Ausflug bestimmte Zeit lieber in Bregenz und Lindau zuzubringen, und beginnen den Rückweg.

Immer nur ein kurzes Stück der nassen, lehmig glatten Straße ist im Nebel zu sehen. Wie verblaßte Schattenbilder tauchen von Zeit zu Zeit Baumgestalten seltsamer Bildung im grauen Rieseln auf; während wir sie anschauen, scheinen sie immer wieder in den Nebel zurücktauchen zu wollen. Bald tritt Wald an den Weg. Leiser, eindringlicher Regen beginnt und nimmt langsam zu. So kommen wir zum Gebhardkirchlein, das auf steiler vorspringender Felswand, wie ein Ausguck ins Rheintal, hinausragt, an die in Südtirol häufigen, unendlich malerisch gelegenen, Bergkirchlein gemahnend. Der Nebel hat sich jetzt in Regen verwandelt. So sind die Nähen wenigsten freigeworden, wenn auch die das graue Rheintal drüben begrenzenden Schweizer Berge ganz in Dunst und Rauch gehüllt sind. Wir schauen hinunter in die Tiefe, wo die Bregenzer Waldbahn sich von der Arlberger Linie trennt; eben kommt ein Zug und fährt, für unser Auge langsam, zur Seite der Bregenzer Ach in das tiefe Tal, das den Bregenzerwald von dem Kalkgebirge Vorarlbergs scheidet. Hier auf dem steilen Felsen stand einst das feste Schloß Hohenbregenz, das Wrangel, der schwedische General, im dreißigjährigen Kriege zerstörte.

Die Oberstadt von Bregenz ist ganz in das feuchte Regengrau gehüllt, das sie verlassen, einsam erscheinen läßt und ihr die Stimmung toter Architektur gibt. Wir durchwandern sie und gehen schleunigen Schrittes zum Bahn-

hof, in dessen berühmter Speisewirtschaft wir Mittagsrast halten; in der gedeckten Halle sehen wir eine Stunde dem Treiben der Reisenden zu.

Dann geht es über die Bucht des endlos grauen Sees hinüber nach Lindau, dessen Hafen heute im schlechten Wetter nichts von seiner gestrigen Buntheit und Fülle hat. Nasse Schiffsverdecke, Matrosen in triefenden Gummimänteln mit großen, tief ins Gesicht gezogenen Südwestern, Schirme am Ufer und, wenn man den Blick aufs Wasser niedersenkt, weithin das Perlen der beregneten Fläche. Es ist nicht sehr einladend. Aber wir steigen doch aus.

Der Untergrund der Stadt ist heute eine zusammenhängende Insel, und es ist fast jede Spur davon verwischt, daß sie ursprünglich auf drei selbständigen, durch Brücken verbundenen, einzelnen Inseln lag. Lindau ist eine alte Veste. Schanzen, Bastionen, Mauern, Wachttürme umgeben sie rings. Ein Stück aus rohen Kieselfelsen erbauter römischer Befestigung, die sogenannte „Heidenmauer", ist erhalten. Heut sind die Verschanzungen schöne Promenaden und Ausluge über den See und das villenreiche feste Ufer. Wir stehen lange auf der Karlsbastion und schauen in den Regen über den See hinaus. Unaufhörlich rieselt und tropft es, mit feinem Surren schauert der Regen auf die rauhe ruhige Seefläche. Wir umschreiten die ganze Insel. Die beiden Festlandbrücken scheinen durch seichtes, ganz flaches Wasser zu führen. Auf der östlichen Seite sehen wir wieder das Pfänderhotel. Dort ist also auch der Nebel dem derberen Bruder Regen gewichen, und die drei spät gestern Nacht heraufgekommenen Touristen, die heute morgen, auf gute Abendaussicht hoffend, oben ausharrten, werden nun wohl doch abmarschiert sein. Die Straßen Lindaus bieten nicht

viel des Besonderen: ein hübsches freskengeschmücktes Renaissance-Rathaus mit malerischem Treppenanbau, ein paar Kirchen, in die wir flüchtig hineinschauen, ein schönes Patrizierhaus aus dem achtzehnten Jahrhundert — Gebäude, wie sie ähnlich mancher süddeutschen Stadt eigen sind.

Der Regen läßt nicht nach, und so benutzen wir zur Rückfahrt den Abendschnellzug der Bodenseegürtelbahn: über Friedrichshafen, Überlingen, Radolfzell nach Konstanz.

Segeln

Auf dem Dampfer, in der Motoryacht, selbst im Ruderboot, wird man nicht so eins mit Wasser und Luft, mit Tiefe, Weite und Himmel wie beim Segeln. Ich will nicht vom Segelsport sprechen, seinen Reizen und lebendigen Bildern, sondern nur von diesem Schwimmen und Schweben, Gleiten und Getragensein, das sich freilich auch in ein Geschleudert- und Gehoben-, Gestoßen- und Gerissenwerden verwandeln kann. Die Räder und Schrauben der Dampfer, der Kraftboote verwunden das Wasser, zerreißen seine Fläche, zerbrechen seinen und des Windes Rhythmus: unbekümmert um Luft und Strömung, Wind und Wellenzug, schneiden sie ihre Ziellinien in das Verwobensein der spielenden Naturkräfte hier draußen. Die brutale Maschinengewalt, welche sie vergeblich zum Spiel zu locken scheinen, drängt sie unbeachtet zur Seite. Am nächsten kommt dem Segeln das Fahren im Ruderboot, wenn man die Ruder ganz leise nur eintaucht oder sie losgelassen hat, daß sie sich an die Bordwände legen und der Nachen ziellos hintreibt. Das kann wundervoll sein; aber es ist doch, als hätte das so treibende Ruderboot die Organe nicht, die es für sein Liegen halb im Wasser, halb in der Luft braucht, die es braucht, um seine eigentümliche Lage voll auszuleben, um Wasser- und Lufttier zu sein: die Wellen treiben es wohl, aber der Wind, der keine Fläche findet, es anzufassen, dreht es versuchend hin und her. Es bleibt ein Spielball in der Hand der Elemente. Es wird nicht mit seinem eigenen Willen

lebendig, indem es die Kraft der Elemente in sich hineinzieht und sich damit zum verwandten Genossen, zum freien Spielgesellen der Elemente macht, mit denen es in Beziehung und Wechselwirkung tritt. Das Ruderboot ist nur ein Wassertier; das Segelboot aber entwickelt mit weißen, gebauchten Flügelflächen die Organe über sich, die es auch zum Lufttier machen. Das Segelboot ist das eigentliche Lebewesen dieser geheimnisvollen Grenzscheide zwischen Wasser und Luft.

Mit Dampfer oder Kraftboot fährt man vor allem zum Ziel. Das hat man im Auge; und die Annehmlichkeiten der Fahrt, das Vorübergleiten der verbundenen Bilder, das Sichwandeln, Sichverschieben der Gesichtsrunde, das ziehende Gefühl des gleichmäßigen Fahrens genießt man fast wie ein Zeitkürzungsspiel, wie das nützliche Verbringen einer Wartestunde. Ich höre auch Widerspruch; aber ich kann ihn nicht annehmen. Denn ich spreche nicht zu dem, der das Segeln nicht kennt und dem eine Motor- oder Dampferfahrt ein wenig den Genuß des Segelns mit ersetzen muß, dem sie nicht deutlich unterschieden ist von diesem Segelgefühl, für welches die Fahrt alles ist und das Ziel fast nichts — ein schon durch die Unsicherheit, ob und wann es erreicht wird, aus dem Interesse Gerücktes. —

Inselgefühle erwachen dem Segelnden. Er verwächst mit dem Boot, mit dem nahen Kreis Wassers, der es umspült. Die Ufer und die Seeweite werden flächenhafte Hintergründe, wie es die Wolken sind. Zwischen diesen Hintergründen und um das rätselhafte Boot-Ich aber zieht alle Aufmerksamkeit auf sich ein Unsichtbarer, der zum lebendigen Wesen, zur Person, zum Dämon wird, zur Seele und zum Charakter; zu dem man spricht, auf den man horcht, von

dem man abhängt: der Wind. Er ist launisch, oft ungezügelt, rauh, wild — oft, als verstecke er sich ganz im blauen Raum oder in seiner eigenen Unsichtbarkeit, verschwunden. Er spielt mit uns. Aber wir spielen auch mit ihm. Uns kann er nicht wie das wehrlose Wasser zwingen, nur in der Richtung seines Wehens vor ihm herzufahren. Wir fangen ihn in klugen Segelstellungen und nehmen das treibende, unfeste Wasser selbst zu einem fließenden Stützpunkt gegen ihn, indem wir in das wogende Spiel das unausweichbare Steuer hineinstellen. Und nun entsteht der Segelzauber, diese mit jeder Nerve zu fühlende Dreieinheit der drei ganz verschiedenen Naturmächte, die gegensatzlos harmonisch in einer gleitenden Raumfahrt verbunden sind: des Wassers, des ruhenden und aus jedem Augenblick der Bewegung zur Fläche zurückstrebenden Gleichgewichts, des Windes, als der launischen, willkürlichen Kraft, die immer wieder dies Gleichgewicht aufzuwühlen, zu zerstören trachtet, und drittens des menschlichen Geistes, der sich körperliche Organe schafft, mit denen er das Gleichgewicht des einen und die Stoßkraft des andern zwingt, in ihm zu einem zwar bedingten, aber über seiner Bedingtheit doch höchst selbständigen neuen freien Willen zu werden.
Wie ja wohl immer nicht die lautesten Erlebnisse die tiefsten sind, so ist auch das Segeln bei starkem oder stürmischem Wind nicht das ganze, nicht das beste Segeln. Es ist ein kräftiger, frischer Genuß, ein Vollgefühl, ein Lachen in Saus und Braus. Aber es hat nichts Geheimnisvolles, es führt nicht zur Verbindung des Menschen mit Luft und Wasser, es drängt den Menschen nicht in die Weite hinaus, nicht in dies Halbsein und -scheinen zwischen Spiegel und Luft ganz hinein. —

Anders, wenn man an windschwachem, sonnigem Tage schon früh, viele Stunden vor sich, aufs Wasser hinausgegangen ist. Der letzte Hauch des Morgenwindes, der mit dem Stander spielt, aber nicht stark genug ist, alles hängende Gewicht aus den Segeln zu nehmen und sie in mächtige Druckflächen zu verwandeln, hat das Boot kaum merklich vom Lande und von seiner Boje fortgeführt: ein lautloses Ziehen um die Bordwände und das leise Spülen eines dünnen Kielwassers zeigen Fahrt. Das Land ist zurückgesunken, Weite ist gewonnen. Nun verbirgt sich der Wind in der blaudunstigen, sonneerfüllten lichten Unendlichkeit, die im Schatten des Bootrumpfes in unauslotbare, grüne Schimmertiefen hinabzureichen scheint. Das Boot kommt zum Stillstand. Dann im Schatten des Großsegels liegen und offenen oder geschlossenen Auges nur dies fühlen: Weite, stille Weite und Unendlichkeit; und fühlen, daß alle Fahrt, alle Ortsveränderung in dieser Unendlichkeit unwirklich und wesenlos, ein Spiel nur und Traum ist, nur eine andere Art des Ruhens. — Dann wartet man auf den Wind, schaut rings nach ihm aus: der Wimpel hängt reglos am steilen, ganz gerade aufragenden Mast — aber fern geht ein leichtrauher Strich über die glatte Seefläche. Da zeigt sich der Unsichtbare einen Augenblick: schon liegt wieder alles spiegeleben. Aber man hat neue Hoffnung gewonnen und, weil es wichtig ist, daß man einen so leisen Wind gleich richtig erkenne, sucht man ihn listig zu locken, daß er sich zeige: ein Seidenband, Zigarettenrauch. Und richtig, er spielt ein wenig damit. Man stellt ihm die Segel besser zur Hand: er legt sich leicht hinein. Wieder ist Fahrt, und jetzt gleichmäßigere, raschere. Wie das Focksegel sich ausbaucht und seine weiße Innenwölbung im grünen Spiegel

dem Herabschauenden gleichzeitig zu einem schwindelnden Aufblick in die Höhe wird! — Die Unendlichkeit wächst: die fernen Strandstreifen, auf denen die Bäume und Häuser im steilen Mittagslicht, wie von ihrem eigenen Schatten umhüllt, stehen, sind unwirklich, Körperspiegelung, Fata Morgana. Wirklich ist nur das Wasser, das Boot, der Wind in den Segeln und um alles das mittägliche Licht; und dann der wenige Schatten am Bootsrumpf und hinter den Segeln, er vielleicht das Seltsamste und Wesenhafteste in dieser Weite von lauter Licht.

Man geht auf weichen Schuhen, liegt auf dem Deck, sonnt sich, blickt die Segel hinauf und fühlt mit dem Boot, als wäre man Bordwand und Kiel, fühlt jetzt eine tiefere Schräge, sieht den Horizont steigen und rascher die kleinen Holzstücke, Blätter, verwehte Insekten, und was sonst im Wasser treibt, vorüberfließen, rascher und rascher. Jetzt taucht der Wind, der schon in den Segeln war, da — dort auf die Fläche herab, rauht sie auf, macht sie dunkler, grüner. Immer schneller fährt das Boot in das Riesenbecken hinaus.

Am Nachmittage hebt sich der Wind erst wieder von der Fläche des Wassers, daß sie still wird, dann aus den Segeltüchern, spielt noch ein wenig mit dem Wimpel, ist fort. Wir liegen viele Stunden draußen still, nun schon ganz auf dieser Insel zu Hause: wir umschwimmen sie, wohlig und mit einem Gefühl des Tiefenschauders über dem schillernden Wasserabgrund, wir halten Mahl und Nachmittagsschlaf auf ihr, ohne Sehnsucht nach Rückkehr.

So kommt ein klarer, braunroter Abend heran, daß wir in ihm wie in lauter aufgelöstem Widerschein schwimmen. Der Abendwind trägt uns ein paar Kilometer durch diese

wellenden und schwankenden, immer tiefer und satter werdenden Farben unserem Strande zu. Aber im beginnenden Dämmerdunkel vergeht er, wie der bunte Schein auch. Und nun rückt die Nacht den schon herangeglittenen Heimatstrand zunächst wieder ins Wesenlose. Rasch besternen sich die Ufer mit einzelnen Strahlenpunkten, mit Lichtergruppen und -ketten, deren goldene Funken in Strichen bis an unser stilles Boot heranspülen — so, als läge es ganz nah am Ufer, von dem es doch noch mehr als eine Wegstunde entfernt ist. Langsam besternt sich auch die Kuppel über uns, in die sich der stille Mast so hoch erhebt, daß man seine Spitze kaum mehr erkennt. Die Wasserkühle vermag die Wärme der dunklen Luft nicht wegzutrinken. Schlummernd fühlen wir durch das Holz der Planken, auf denen wir uns ausgestreckt haben, die Daunenweiche der Flut. —

Die Stimme des Raums

Nördlich vom Bodensee, im Württembergischen, nahe der heute noch türmereichen spätgotischen Stadt Ravensburg liegt die einst weltlich mächtige ehemalige Abtei Weingarten: ein romanischer Mauerrest, ein leidlich erhaltener spätgotischer Kreuzgang, Klosterbauten, die noch Kaserne sind, und ein gewaltiges Kuppelmünster des achtzehnten Jahrhunderts. Auf einem durch eine Treppenanlage überwundenen Steilhügel erhebt sich über die Dächer des Städtchens, einen geräumigen Terrassenvorplatz freilassend, die hohe Zweitürmefront mit dem vorgeschwungenen Mittelbau, der als höchste Krönung eine abends ins Land strahlende Nachbildung des goldenen Blutreliquiariums trägt. Weingarten besitzt ein paar Tropfen vom Blute Christi, die ihm 1094 geschenkt wurden und die man jährlich am Freitag nach Himmelfahrt mit dem „Blutritt" feiert.

Man läßt den großen Gedanken des Weingartner Baus, die schöpferische Leistung seines Meisters, sein Aufsteigen von der nächst niederen Stufe der Entwicklung vor dem geistigen Auge entstehen, wenn man vorher die südlich von Ravensburg gelegene Klosterkirche Weißenau besucht hat. Der Architekt Fr. Beer, der beide Kirchen nacheinander baute, bei Weingarten freilich von Frisoni fortgesetzt, wuchs von Weißenau nach Weingarten nicht nur in den Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, in der größeren Aufgabe, die ihm ward, sondern sichtlich auch im Freier- und Größerwerden seines Stils.

Man ist noch in der Freude, dies Werden, diese rasche Entwicklung zur Höhe so klar vors Auge gestellt zu sehen, ist aufnehmenden Schrittes langsam zwischen den bogentragenden weißen Riesenpfeilern und den eingeschwungenen Seitenemporen auf die hohe lichte Vierungskuppel zugegangen — da fühlt man, wie von einem Blick gezogen, der uns von rückwärts trifft, das Bedürfnis, sich nach der Torwand umzuwenden, durch die man eintrat, und bleibt gefesselt. Die Wand ist doppelt und schwingt nach innen fast so stark vor, wie sie nach außen schwang; und in der Höhe des Emporengeschosses baut sich auf dem mächtigen Eirund, das auf beiden Schwingungen entsteht, ein Strahlengebirge auf, das, von sechs Rundfenstern dahinter erhellt, mit breiten goldenen Zieraten, einer Engelkrönung, hoch bis ins Gewölbe einer Apsis sich erhebt. Wie ein gewaltiger Stalaktitendom steht es über dem Beschauer: zwei mächtige haushohe Strahlenbündel, die auf einem Fuß vieler kürzerer vorgeschobener Säulchen oder Kristalle zu ruhen scheinen und an die sich beiderseits eine Schar von halbhohen, doch die Menschengröße weit übertreffenden Strahlen herandrängen, bilden seine beiden Hauptpfeiler. Zahllos sind die rings um sie, rechts und links, an den Wänden und unter den Fenstern gruppierten kleinen und kleinsten Säulchen, zwischen denen hinter der aufsteigenden Balustrade der Raum einer niedrigen Halle frei ist. Die zinnernen Stalaktiten, Säulen und Strahlen sind die sichtbar herausgestellten und vorgeschobenen von den etwa siebentausend Pfeifen der herrlichen Orgel, die Joseph Gabler in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts für die Weingartner Kirche baute, wohl der schönsten und reichsten Orgel, die Deutschland besitzt.

Ich werde mir des Symbols dieser gleich in die ersten Bauriſſe zu dem Münſter eingegliederten Orgel bewußt. In faſt allen vor dem Barock erbauten Kirchen iſt eine Orgel, die den Raum ganz mit ihrem Tone zu durchſchwingen vermag, ſpätere Zutat, Einfügung in einen ſchon fertig ſtehenden Bau. Die Architekten der romaniſchen, der gotiſchen Zeit ſchufen den Raum für Geſicht und Gefühl, jenes ſchwebende, die Seele erhebende und erweiternde Gefühl in den Nerven, das zunächſt von den Geſichtseindrücken und von dem unbeſtimmten Hallen des Raums wachgerufen wird. Die Barockmeiſter, die vielleicht unſere größten Architekten ſind, ſcheinen den Raum am ſtärkſten aus dem Gehör zu ſchaffen; ihnen klingt er vor allem. Sie ſind ſelbſt Muſik: unbewußt und bewußt deuten ſie das immer wieder in ihrem Lieblingsornament poſaunenblaſender oder muſizierender Engelsfiguren an. Sie hören nicht den dunklen, dumpfen, hochtragenden und weitſchwebenden Hall wie die romaniſchen und gotiſchen Meiſter, wenn ſie Raum denken; nein: aus in gewaltiger Ordnung ſich aufbauender großer Muſik, aus ſich überſteigernden mächtigen Tonfiguren, aus dem Ineinander von Einzelſtimmen und der Begleitung dunkler drängender Akkordſcharen entſteht ihr Raumbild. Muſik dehnt ihre Seele zum Kirchenraum. Muſik gebiert ihren verwirrend ſinnlichen und ſich doch aus Sinnenwirrnis zur geiſtigen Klarheit löſenden Stil. Ihr Zuſammenhang mit der Muſik iſt organiſch. Das iſt das Symbol: die vom erſten Riß an in den Domraum hineingedachte, hineingefühlte Orgel; mehr: der vom erſten Riß an zu der Orgel gebaute Domraum. Der Dom iſt zum Reſonanzraum des Tonwerks geworden. Die Barockarchitekten ſind Inſtrumenten-

bauer größten Stils und größten Formates. Das ist das Symbol.

Diese Orgel ist Stimme, ist Seele des Raums, den sie hallend nicht nur erfüllt; nein: den sie schafft, den sie beseelt, den sie in seiner ganzen klingenden Wesenheit erst enthüllt.

Ich stieg mit einem jungen Musikoberlehrer, der als Sohn des früheren Chordirektors der Kirche sozusagen in der Musik dieser Orgel aufgewachsen war, auf die Empore hinauf und trat in das Werk, das mich nun selbst wie ein Dom im Dom umgab: rechts und links vom Registerpult mit dem dreifachen Manual ragen die Pfeiler, zwei über zehn Meter hohe Pfeifen, auf. Sie haben die tiefsten Töne, nicht laut, „mild", wie mein Führer sagt. Er hat das elektrische Triebwerk der Blasebälge, die in früheren Zeiten von mehr als vier Männern getreten wurden, langsam und vorsichtig eingeschaltet und schlägt den tiefsten Ton der größten Pfeife an. Nicht ein Donner, wie man vermuten könnte, sondern ein heiliges Rauschen erhebt sich, ein windloses geistiges Wehen, das durch Hallen und Bögen fährt: so müßte die Stimme Gottes klingen, wenn je ein irdisches Ohr sie hörte.

Der Orgelspieler zieht das Register der vox humana und läßt sie über den rauschenden dunklen Akkorden, die Menschenstimme über den Wassern schweben. Schnell, ohne sein Spiel zu unterbrechen, zieht er dazu den Tremulant: die Stimme vibriert, bebt, zittert, voll von schwingender Seele. Ein Hinaufflattern ist es, das die Hängekuppeln des Langhauses, die Tonnengewölbe der Nebenschiffe entlanggleitet und sich unter die Vierungskuppel, ins Licht ihres Tambours und ihrer Laterne, drängt.

Jedes Register faßt irgendwo den Raum und bringt ihn zum Mitschwingen.

Auch die Spielereien, die das achtzehnte Jahrhundert liebte, fehlen nicht: irgendwo aus dem Dom schallt der Kuckucksruf, dessen Register der Spieler zog. Die Nachtigall, die von kleinen Pfeifen in Wasserbehältern hervorgebracht wurde, ist verstummt.

Und nun verlasse ich das Orgelpult, um hinabzusteigen, um selbst Raum zu werden, um mich ins Klingen und Rauschen aufzulösen, wenn das Spiel mich durchwogt. Die Kirche ist fast leer. Ich sitze nach vorn zu in einer Bank, daß ich, mich zurücklehnend, noch mit in den Zauberkreis der großen Kuppel hineingezogen bin. Da beginnt die Orgel wie eine heilige, von Winden herangetragene halb durchsichtige Dämmerwolke den Raum zu erfüllen, den Raum zu bewegen, zu gestalten. Jetzt ruhen die Gewölbe, jetzt ruht selbst die Kuppel auf Tönen — so wie das Himmelsblau auf Wolken oder wie hohes Gewölk auf tieferen Gewölkschichten, die sich, flüchtig ziehend, langhin darunter breiten. Jetzt tönt und schwingt der Stein von den immer mächtiger anschwellenden Klängen wie das Holz eines Geigenleibes. Immer erfaßbarer, immer klarer wird der Sinn des Baus, immer sichtbarer die Unterordnung der Glieder unter die zusammenstrebende, sich wölbende und kuppelnde klingende Körperform des Ganzen. Die Töne reden. Der Bau antwortet. Die Töne rufen den Widerhall: er kommt zurück mit der ewigen dauernden Seele des Steins in sich. Die Stimmen jubeln empor: der Raum weitet, höht sich mit ihnen. Zaubergewalten sind in ihn eingedrungen, die, ohne ihn für das Gesicht zu verändern, ihn für das Gefühl tragen, hinaufheben: ein sinnenhaftes Gloria in excelsis.

Die milde, tiefe Stimme Gottes ist verhallt. Unbestimmt fühle ich, wie die Register wechseln, wie jetzt die Töne die verstärkte Fülle ihrer Obertöne über sich hinschweben lassen, jetzt die Oktaven automatisch mitspielen. Die Orgel zeigt außer ihrer Milde auch ihre Kraft und Wucht. Der Tonsturm durchbebt mich, daß meine Schultern mitschwingen — wie die Gewölbeschultern über mir.

Irdisch jagen die Töne hin unter dem Göttlichen: irdisch baut sich die Domwölbung unter dem Himmelsgewölbe: irdisch, wie der menschliche Priester, unter der Gottidee stehend, zu den Menschen redet.

Jetzt sänftigt sich der Ton, fließt leiser, haucht, flüstert. Der erregte, übersteigerte Raum kehrt in seine gebundene Form, in sein Ruhen zurück. Jetzt fallen die letzten Töne von den Gewölben und Bögen herab, wie welke Blätter im Herbst, und sind nicht mehr, ehe sie die Fliesen des Bodens berührt haben. Das Nachwehen des mächtigen Tonwindes, der durch den Steinwald fuhr, verhallt am Boden hin, in die Ecken und Winkel — ist still.

Leer ist die Kirche, deren Erregung zu höchster Wesenheit verflogen ist; wie das Standbild des Komturs wieder starr, wieder Stein. Ich frage mich, wie ich den Innenbau nun aus meiner Bank noch einmal ruhig überschaue, ob der Architekt unter den Erbauern dieser gewaltigen Instrumente, dieser steinernen Geigenleiber wohl ein Stradivarius, ein Amati war oder nur ein guter, tüchtiger Mittenwalder Meister. Kennte ich Balthasar Neumann nicht, würde ich Beer-Frisoni gewiß für einen ersten Meister in der Kunst dieses steinernen Instrumentenbaus halten. Aber, wenn ich — auch nur auf dem Bilde, das mir zur Hand ist — eine der Ideen Neumanns in Neres-

heim, die über alle formale Gebundenheit, sie dennoch achtend, mit freister Phantasie hinwegspielt, wenn ich die Fülle seiner steinmusikalischen Gedanken mit der tüchtigen Arbeit, die ich vor mir sehe, deren Rhythmus nie ganz so frei wird, nie so ganz das Überkommene überwindet, vergleiche, so muß ich mein Urteil auf den Mittenwalder Meister einschränken. Aber auch das ist wahrlich nichts Geringes.

Freilich Gabler, der Orgelbauer, erscheint völlig als ein Stradivarius, ein Amati — als ein Künstler, der nicht nur den technischen tönenden Apparat und sein Gefüge (er hat schon Einzelheiten des Tones geschaffen, die man fälschlich erst Silbermann zuschrieb), sondern auch den architektonischen Aufbau seiner Orgel und den reichen zierenden Schmuck daran aufs vollendetste gestaltet hat. Er soll später, als er nach Paris ging, einen ausgezeichneten Bildholzschnitt seiner Weingartner Orgel verfertigt haben, den ich leider nicht kenne. Aber es stimmt zu gut zu der Vielseitigkeit des Mannes, die sich schon im Äußeren der Weingartner Orgel bekundet.

Dem Ausgang zuschreitend, sehe ich noch einmal hinauf, vergegenwärtige mir, wie wohl ein Bach inmitten solchen Instrumentes, über den Manualen, Pedalen und Registern sitzend, die Macht seiner Tonsprache gefühlt, wie er in der tausendfältigen Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten, der Schwebungen, die er hervorzaubern konnte, die Wege seiner Musik gefunden haben mag. Ich fühle es, wie jede Möglichkeit, die ihm der Orgelbauer schafft, in seiner schöpferischen Seele einen Gedanken, eine drängende Fülle von Einfällen, Wandlungen, Steigerungen weckt, wie der selbst im höheren und höchsten Sinne unbewußte Schöpfer in-

mitten solchen Waldes tönender Stämme zur Vollendung schreiten muß, die Persönlichkeit hinter sich lassend, weil sie sich in die Sache verwandelt hat: in die Stimme des Raums.

Im Alpsteingebirge

Wir hausen am nördlichen Ufer des Bodensees. Drüben über dem langgestreckten Südgestade mit seinen sich im Wasser spiegelnden Häusern, seinen den Kamm der gleichmäßig abgedachten Stranderhebung schmückenden Kirchtürmen aber wartet einer, lockt und winkt. An jedem schönen Tage von neuem. Ein Riese ist es, weißen Hauptes, breit hingelagert, daß neben dem Kopfe die Schulter sich hebt. Manchmal bleibt eine Wolke an seinem Schädel hängen und streckt sich im Winde, der sie weiterjagen will. Wir haben mehr als einen klaren Tag tatlos hinübergeschaut. Das Locken wurde immer stärker. Endlich hieß es: morgen früh mit dem ersten Zuge ins Appenzell und dann auf den Säntis, der uns mit seinem Winken nicht Ruhe läßt! Mir ist's ein alter Freund, der mich schon öfter auf seinen mächtigen Schultern trug.

Der Morgen ist lau. Wir gehen in der wolkig dunklen Dämmerung durch Wiesenwege der Stadt zu: ein Maler und ein Dichter, und beides schwankende Wetterpropheten.

„Es ist zu warm. Es wird regnen."

„Aber es scheint eine leise Ostströmung in der Luft zu sein."

„Ich bitte dich, es ist gänzlich windstill."

Wir kommen der Stadt näher. Ein Bäckerjunge begegnet uns, wir kaufen ihm ein paar warme Semmeln ab, die nachher in irgendeinem Brotbeutel fehlen werden. Die Stadt ist noch ganz verschlafen. Kaum regt sich das Wassergeflügel im Schwanenteich an der Insel.

Jetzt lichtet sich der Himmel im Osten über den Algäuer Bergen und dem Bregenzer Wald, als verschwebe die Dämmerung über der weiten Seefläche, ein windverwehter Schleier. Die Luft ist bedenklich klar; ein Schattenriß, stehen die schwarzen Berge gegen den blaßroten, sich langsam tiefer färbenden und mit breiten Strahlen durch das Morgengewölk leuchtenden Osthimmel. Indes wir aufmerksam hinüberspähen, was für Wetter uns der Tag bringen wird, murrt uns zu Füßen, wie schlaftrunken, träges Gewell an der Quaimauer.

Die Fahrt beginnt. Der Zug führt uns durch die flachen Uferwiesen des wohlbebauten Schweizergestades, meist seeshalb der schönen, alten Landstraße, die einst in Römerzeiten das Kastell Arborfelix mit dem in Konstanz verband, auf der wir erst vorgestern im klaren Abend unsere Räder sausen ließen, daß die behaglichen, breiten Ortschaften uns Vorüberfliegenden nur wie helle Flecke im weiten Obstbaumgrün aufleuchteten. Während wir von Station zu Station rollen, auf denen jedesmal trotz der frühen Stunde starker Verkehr ist, sehen wir zum deutschen Ufer hinüber, das zwischen Obstbaumwipfeln, Weiden und Pappeln streckenweise auftaucht. Es ist von Morgensonne übergossen.

Wieder eine Station. „Arbon" — ruft der Schaffner. Ich wecke meinen Freund aus dem Halbschlafdämmern, in das er andächtig versunken war, und deute hinaus. Erstaunt blickt er auf den nüchternen Bahnhof. Um dem stillen Vorwurf, der aus seinem fragenden Blick spricht, zu begegnen, sehe ich mich zu einem kleinen Vortrag genötigt:

„Arbon ist das arbor felix der Römer."

„Wie kann ein Ort ‚glücklicher Baum' heißen?"

„Du würdest deinem Gymnasium noch eine späte Ehre

machen, wenn du wüßtest, daß ‚felix' in dieser Zusammensetzung ‚grün' heißt. Hier war einst eine römische Soldatenschenke, die ‚Zum grünen Baum' hieß und dem ganzen Ort den Namen gab. — Drüben über dem See in Bregenz, dem alten Brigantium, war der Hauptstützpunkt der Römer in diesem damals wilden und rauhen Lande. Von Chur her, das Rheintal rechterhalb des Flusses herunterkommend, führte eine große römische Handelsstraße nach Bregenz an den See. Sie kam von Mailand über den Splügen und ging nördlich nach Augsburg weiter. Von ihr zweigte hierher ein Vizinalweg ab, der ins helvetische Land hinaufsteigt."

„Wie wir."

„Ja. Aber unser Weg liegt westlicher und führt direkter nach Süden. Eher ähnelt er dem des heiligen Gallus, der hier im engen Tale der Steinach in die ungebrochene Wildnis hinaufdrang, sich und seinen zwei Getreuen eine Klause zu bauen."

Während wir in Rorschach umsteigen, tritt ein mit besonders viel Gepäck beladener Mitreisender schmunzelnd an mich heran und sagt: „Ihr Freund ist sehr blaß. Man merkt nicht einmal, daß er ein Maler ist. Das kommt aber auf Ihr, des Verfassers, Konto: schildern Sie ihn lebendiger!" Ich stand erst wie angewurzelt. Dann aber lief ich dem in diese schöne Natur verirrten Kritiker eilends nach, hielt ihn an und rief: „Hoho! Erstens ist mein Freund von Hause aus blaß. Sein schwarzes Haar und sein schwarzer Vollbart erhöhen diese Blässe um ein Beträchtliches. Ferner hat er noch kein vernünftiges Frühstück zu sich genommen und ist seit halb vier Uhr auf. Drittens aber, und das geht Sie ganz besonders an, ist es nicht die Aufgabe dieser

Zeilen, meinen Freund, den Maler, lebensvoll zu schildern, sondern die ihn heute und in den nächsten Tagen umgebende Natur. Das merken Sie sich!" Er hatte kaum noch Zeit, den Zug der kleinen nach Heiden hinaufgehenden Bergbahn zu erreichen. Das freute mich. Ich aber mußte auch eilen, wenn ich noch in den St. Galler Zug wollte. Mein Freund stand schon am Fenster und winkte. Als ich, noch ganz erregt, mich gesetzt hatte, sagte er: „Es ist ein wahres Glück, daß ich auf dem Bahnhof einen Moment frische Luft habe schnappen können. Mir ist die Zigarre so ohne rechte Frühstücksunterlage nicht ganz gut bekommen."

Ich triumphierte im Stillen und erwiderte freundlich: „Ja, du bist blaß!"

Der Zug hat sich langsam an dem Abhange des Rorschacher Berges hinaufgearbeitet, die Goldach überschritten und fährt jetzt hoch über dem Steinachtale St. Gallen zu. Wir haben noch ein paarmal zurückgeschaut auf den See, der nun tiefer und ferner rückt. Schon hören wir das Herz der Berge schlagen. Wir sind wie von irgendeiner magnetischen oder elektrischen oder einer Windströmung erfaßt, die gipfelwärts führt. Wir würden jetzt keinen Sinn haben für die alte Abtstadt St. Gallen, mit den Zeichen ihrer einstigen weltlichen und geistigen Macht, ihren Bauten und ihrer Handschriften-Bibliothek, und noch weniger für das geschäftige aber sehr provinzielle neue St. Gallen; und wir sind froh, daß wir unsere Reise ohne Unterbrechung fortsetzen können. Wir steigen in die Bergbahn nach Gais, die abwechselnd mit Zahnrad und Adhäsion die Höhenzüge überwindet, die zwischen Appenzell und St. Gallen gelagert sind und die von der Herisau-Urnäscher-Linie in

breitem Bogen zum selben Ziel umfahren werden. Wie eben erst der See hinter uns zurücksank, so nun die Häusermenge der Kantonshauptstadt, über welche die Bergbahn in steiler Windung emporsteigt.

Waldhügel, Tobel, grüne Talwiesen, helle Fabrikgebäude, die licht mit großen Fenstern an den Enden der kleinen Orte liegen, über die Wiesen verstreute, schindelbekleidete, wie beschuppte Häuschen, immer neben uns die breite schöne Landstraße, auf der wir Radfahrer und manches Gespann, dessen Pferde beim Nahen des Zuges gestemmt zurückscheuen und die Köpfe erschreckt herumwerfen, überholen und mit der wir ein paarmal in größere Marktflecken einmünden. Dann sind wir am Endpunkte der Bahn*, in Gais, wo wir uns endlich Zeit lassen können zu gemütlichem Frühstück; denn von hier aus geht die Weiterreise zu Wagen und zu Fuß.

Gais ist ein Idyll. Zwischen besonnten grünen Hügelmatten, umklungen von Herdgeläut, liegt es mit seinen reinlichen weißen Biedermeierhäusern, seinen sauberen Straßen verträumt da und schaut staunend und, man möchte meinen: mit erhabener Empfindung, in die große heroische Landschaft, die sich gegenüber türmt. So sah der Mensch des achtzehnten Jahrhunderts das Hochgebirge an, aus umfriedetem Idyll, bewundernden Dank gegen den Weltschöpfer im Herzen und von heiliger Begeisterung durchglüht, als etwas, wie das klassische Altertum, unerreichbar Hohes. Er erfreute sich im Kreise der Seinen, heimgekehrt, an den Kupfern der wilden Schründe, zerrissenen Grate, windzerzausten Fichten, der einsamen Sennhütten und weiten Talblicke, des ganzen Berglandes, das er auf

* Heute ist die Bahn bis Appenzell geführt.

schwindligen Poststraßen, über abgründige Brücken weg, in jagenden Nebeln, die alle Formen noch gigantischer in wilde Höhen hinaufzerrten, durchfahren hat, in das er aber nirgends wirklich hineindrang.

Wir sitzen vor der Krone am schattigen Tisch behaglich beim Frühstück, das meinem Freunde, dem Maler, ganz besonders gut schmeckt. Der breite stille Marktplatz liegt sonnig vor uns. Ein schneller kleiner Einspänner, ein beladener Postwagen — wieder feierliche, friedliche Morgenstille.

„Wie schön vornehm und ruhig diese Bürgerhäuser sind! Von stattlicher Behaglichkeit! Aber es ist, als wäre das Städtchen unbewohnt."

„Gais war in den Zeiten unserer Großväter und Urgroßväter ein berühmter Molkenkurort. Der Wechsel in den Heilmitteln und die guten Reiseverbindungen, mit denen man jetzt ebenso schnell ins Engadin und weiter fährt, haben vielen dieser alten Bäder die Kurgäste entführt. Heute ist der Markt still, die schönen alten Gasthäuser leer, der Kurgarten verwildert. Und wenn die Architektur solche Rückentwicklungen mitmachen müßte, so würde dem heute hier herrschenden Leben entsprechend Gais ein nüchtern-reizloses modernes kleines Provinzörtchen sein. Aber Dank seiner alten Häuser und Anlagen liegt es weit in der Vergangenheit und hat uns hier ein Stündchen in den Biedermeierzeiten einkehren lassen."

In schnellem Einspänner geht es nun ohne weiteren Aufenthalt hinunter nach Appenzell, wo wir einen der vielen Führer, die bis auf einige sehr tüchtige Leute gerade eben nur die Eignung von Trägern haben, mit auf den Wagen nehmen; und weiter, vorbei an Weißbad, bis nach Wasserauen, wo der gewöhnliche Säntisweg beginnt.

In drei mächtigen, parallel von Südwest nach Nordost gerichteten Felsrücken baut sich das Alpsteingebirge auf. Diese einfache großzügige Gliederung, welche die gewaltigen Steinmauern und Türme wie ein Gebilde formender Künstlerhand begreifen läßt, wird durch die niedrigen Nebenwälle, durch Übereinanderschiebungen in einem und demselben Grat, durch die Querriegel und Seitenzüge nirgends gestört, sondern nur reicher gemacht. Mit der südlichsten Kette, deren schroffe Zinnen, Kanzeln und Bastionen 2000 Meter kaum überschreiten, ist das Alpsteingebirge steil abfallend breit an das, seinen Kämmen nahezu parallel ziehende, Rheintal gelagert, dessen gegenüberliegendes Hochufer den schönen Gratzug der drei Schwestern bildet. Das grüne, an den Berghängen bewaldete Tal, das der südliche und der mittlere Wall umschließen, liegt mit seinen zwei Seen etwa 800 Meter höher als das Rheintal. Es ist nach Norden geöffnet und steigt nach Südosten, sich verzweigend, steil empor. Die mittlere, in der Nähe des Hundsteines breit zerrissene Kette beginnt nördlich mit dem niedrigen Alpsiegel und hat ihre größte Erhebung in dem zweithöchsten Gipfel des ganzen Alpsteingebirges, dem Altmann, der drüben am deutschen Ufer des Bodensees als die Schulter des hingelagerten Bergriesen erscheint.

Eine der Felsenbauten dieser mittleren Rippe, Schafberg oder Marweser Kopf genannt, liegt gerade vor und über uns; sie dräut herein in das zweite der Täler, das zwischen der mittleren und der nördlichen Kette eingebettet ist und in seinem unteren Teil „Schwendi" genannt wird. Hier nehmen wir eben in dem Gasthaus des Herrn Streuli in Wasserauen noch ein wenig Proviant ein.

Ich weiß nichts der demütig-stolzen, begehrungslos-willens-

vollen, tief beglückenden Empfindung zu vergleichen, die mich umfängt, wenn ich eine Bergwanderung beginne. Selbst wenn der Weg nur zu einem ganz mühelosen, jährlich von ein paar Tausend Menschen bestiegenen (übrigens dennoch: immer wieder wundervollen!) Gipfel wie dem Säntis führen soll. Diese Stimmung hält zunächst nicht lange an und weicht während der ersten schweigenden Steigstunde, in der Herz und Lunge sich langsam an die strengere Arbeit gewöhnen müssen, einem Gefühl dämmernden befangenen Weitergehens, einem Innewerden des sich anspannenden Leibes, einem ganz ins Gegenwärtige eingeengten Ichgefühl, wie es körperlich hart arbeitende Menschen wohl immer haben. Ich werfe kaum einen Blick hinauf zu den hohen glatten Steinwänden der Ebenalp, mit denen rechts vor uns der nördliche Gratzug beginnt; ich bin jetzt innerlich ganz in dem langsam ansteigenden Tal, gehe Schritt für Schritt und schaue mehr hinab links zum Schwendibach, der in Fällen und Sprüngen bergabwärts eilt, als hinauf, wo uns die Felsen jetzt so nahe treten, daß der Weg in sie eingesprengt ist. Wir rasten stehend einen Augenblick ohne zu sprechen. Einsamkeit umfängt uns. Das danken wir dem unsicheren Wetter, und danken es ihm wirklich, wenn uns auch der sich jetzt ringsum beziehende Himmel manche Besorgnis einflößt.

Nach zwei, drei solchen kurzen, rasch hintereinander gehaltenen Stehrasten fängt der Körper an, sich an seine neue Arbeit zu gewöhnen. Das Ichgefühl erweitert sich, gleitet unmerklich langsam, zeitlich, räumlich vor und zurück, nimmt Gedankenfäden auf und umfängt tiefer und inniger, von Schritten und Gedanken rastend, die Eindrücke, die aus dem allmählichen Fließen und Sichwandeln der

durchwanderten Umgebung zusammenrinnen zu losgelösten, selbständigen Bildern, die das Gedächtnis festzuhalten vermag. So haben wir die erste Stufe dieses Tales erstiegen, die Ufer des Seealpsees. In seinem Namen ist erhalten, daß er der erste gewesen sein muß unter den Seen der Umgebung, dessen Ufer die Leute mit ein paar Alphütten besiedelten; er muß zuerst schlechtweg „Der See" geheißen haben. Als solcher gab er seiner Alpe den Namen Seealpe. Und erst als Sämbtiser- und Fählensee häufiger genannt wurden, bedurfte es eines Unterschiedes. Da gab ihm wieder die Alpe den Namen; und es wäre nicht verwunderlich, wenn derselbe Vorgang sich noch einmal wiederholte und aus der einfachen Seealpe die Seealpseealpe würde.

Der See ist tiefklar und weithin reglos glatt in der gewaltigen Gebirgsschale, in der er ruht. Die steile Zacke des Roßzahns, von der sich eine mächtige breite Felsstufe herabsenkt, die in ihrem unteren Teile die dritte Ebene dieses Tales, die Megglisalpe trägt, ist vor uns, wie unter uns im Wasserspiegel, die Beherrscherin des Bildes; eine bloßgelegte Steinrippe des Berges. Wir steigen in den Nachen und schweben hoch über dem grün hinstreichenden Seegewächs und zwischen den gespiegelten mehr und mehr von Wolken umringten Höhen. Jetzt steigen wir in steilen Serpentinen hinauf zum Weg „am Strich", der hart am Abgrund, hoch über dem eingebetteten dunklen Seealpsee, zur Megglisalpe führt. Die Luft ist angenehm kühl geworden, und wir schreiten frei aus auf dem ebenen Saumpfad, während unser unterhaltsamer Führer von Zeit zu Zeit mit Bauchrednerkunst fernes Jodeln und Hirtenrufe nachahmt. Von Rücken und Kopf des Altmanns überragt liegt die Megglisalpe vor uns, die zweite Stufe des

Tals, die wir nun erstiegen haben, und, was uns in diesem Augenblick fast noch als wichtiger erscheint, der Ort unserer Mittagsrast. Während wir essen, kommen Gruppen von Touristen, die auf dem Rückweg vom Gipfel sind; das geräumige Gastzimmer füllt sich. Wir hören: die Wetteraussichten sind oben sehr ungünstig. Um so mehr beeilen wir uns, um noch vor einbrechendem Wetter oben zu sein.

Schon während wir, noch ein wenig schwer vom Mittagessen, mühsam die Abhänge der Roßmahd hinaufsteigen, setzt Wind ein. Der Himmel verdunkelt sich zusehends. Und in der Höhe der Wagenluke, etwa auf zweitausend Meter, beginnt es zu stürmen und zu schneien. Über Geröll, Blöcke, Platten, Stufen der Steinhalde, durch die der Weg führt, breitet sich ein weißer Teppich, den der Fuß gern tritt. Wir sind in Wolken, die uns ziehend umstreifen: kaum dreißig Schritt weit reicht in dem Nebel und Schneegestöber der Blick. Es wird kalt. Wenn wir die bequemen Drahtseile, die hier an der ansteigenden Felswand gespannt sind, benutzen wollen, werden Handschuh nötig; so eisig ist das Stahlgeflecht. Das Wetter wird immer dichter, immer wilder. Es pfeift über die Kämme, wirbelt um uns auf, nimmt den Lungen die Luft. Wir sehen nicht vor- und rückwärts. Ein paar nasse Vorsprünge der Felswand, Flecke angewehten weißen Schnees und die flockenumwirbelten Gefährten, das ist alles. Dies Bild verändert sich lange nicht, während wir weitersteigen. Wir haben den großen Schnee passiert, und wieder sind wir am Fels. Auch der Führer kann nicht genau schätzen, wo wir sind. Da dennoch keine Gefahr besondere Aufmerksamkeit erfordert, geben wir uns dem Genuß des Schneesturms und seiner herrlichen Wildheit hin.

Wir sind im wirbelnden, kreisenden Chaos. Schon aber ragt fester Felskern, Urgestein in die sich bildende Welt. Alte Ewigkeitswanderer, graue Dämonen, klettern den umwitterten, starren Fels hinan, umstürmt und jubelnd in dem neuen Werden, welches das ruhende Sein aufrührerisch erfaßt hat, sich eindrängend in die Geburt der Dinge. So sah ich uns einen Augenblick, wie der vorderste der Weggefährten eben hinter einem Felsblock verschwindet, als würde er im Nebel zum ziehenden Schatten. Aber da stürzt ein Sturmstoß über die Wände nieder auf uns. Es heißt feststehen und sich an den Stein klammern, daß der Wind uns nicht mit sich reißt.

„Wie dunkel es ist!"

„Wo sind wir? He, Büchler, wo sind wir?"

„Noch höchstens zehn Minuten vom Säntishaus."

Zwei Schritte weiter. Eine Mauer aus Blöcken, hier Stufen.

„Holla! Wir sind oben. Hier ist das Haus!"

Der dicke Ofen flackert. Dunst von nassen Mänteln und tropfenden Lodenjacken, die auf dem Gestänge herumgehängt sind. Ein paar Führer, ein paar Touristen, die Wirtin, der Beobachter der noch über dem Unterkunftshaus gelegenen meteorologischen Station, ein Hüne mit langem schwarzem Bart, dessen Züge in der Einsamkeit vieler langer Winter hier oben hart, verschlossen und verdrossen geworden sind. Ein achtloser Gegengruß. Nur die Wirtin erhebt sich. Die anderen bleiben über das Fremdenbuch gebückt, neben dem ein Telegramm liegt.

„Grüß Gott, Frau Wirtin! Was ist? Ist was passiert?"

„Zwei junge Menschen sind vermißt, sind nicht angekommen in Wildhaus, sollten gestern da sein. Heut telegraphieren die Eltern."

„Welchen Weg wollten sie gehen?"
„Wir schlagen's eben nochmal im Fremdenbuch nach. Ich meine, sie haben gesagt über den Altmann. Ohne Führer! Ich habe ihnen so abgeredet. Keiner war noch oben gewest. Aber —"
Der Bärtige rief, unwirsch über unser Gespräch: „Schaun's her: Hier stehn sie! Altmann-Schafboden-Wildhaus. Gestern früh um sieben aufgebrochen."
Er schlug das Buch zu und ging ohne Gruß, um von der Station aus zurückzudepeschieren.
„Und dies schlechte Wetter! Gott, Gott!" sagte die Wirtin, die uns jetzt Tee und Essen brachte. Vermutungen wurden zwischen den Tischen gewechselt. Eine gedrückte Stimmung herrschte. Die Worte wurden leiser und seltener. Die einander nicht kennenden Menschen, die unter diesem einsamen, sturmumwehten, über Wolkentiefen im Unwetter stehenden Dache sich bargen, ließen ihre Gedanken vereinigt miteinander hinaus in die Gefahr zu den beiden fremden Genossen, die sie nie gesehen hatten, die einen Tag vorher hier jung und fröhlich gesessen waren und jetzt vielleicht durchnäßt und gepeitscht vom Sturm, wegverloren zitternd am jähen Abgrund des Retters harrten, ohne einen Schritt mehr tun zu können oder vielleicht schon zerschmettert unter den Fließwänden des Altmann lagen.
Ich trat noch einmal hinaus. Weißes, flirrendes, sausendes Nichts. Als wollte der Sturm die Steinhütte auf seine Riesenflügel nehmen und in irgendeiner Tiefe zerschmettern. — Dann stand ich noch lange an dem kleinen Fenster unseres Zimmerchens. Das ganze Haus bebte, kalt zog es durch Fugen und Fensterritzen. Und draußen — immer das Nichts. Wo sind wir? Was ist Höhe und Tiefe? Ist

es ein fester, aufgereckter Stein, der uns trägt, oder jagen auch wir dahin in den Wogenstürzen des Gewölks, das uns in seine Wirbel geschlungen hat? Das urweltliche Treiben draußen wird dunkler, wird ganz raumlos, als bebe aus unseres Blutes erregtem Schlag das Haus und der Berg und die Welt. Als sei das alles nur in uns. Die Kerze flackert. Ich lösche sie und liege wach —

Wieder die beiden Verirrten, Verstiegenen. An weit in den Sturm hinausragender letzter Klippe, abgemattet, herausgerissen aus allen Beziehungen ihres Lebens, allein, ganz allein an den Abgrund gestellt. Überwältigt. Voll des Gefühls: nur drunten in der Tiefe ist Erlösung, lieber hinab, als noch länger diese Verzweiflung! Jetzt — jetzt stürzen sie —

Der Führer klopft. „Es ist sieben. Es ist aber draußen noch ganz zu. Sie können noch liegen bleiben!"

Wir stehen dennoch gleich auf. Das Schneegestöber hat aufgehört. Aber die Nebel hasten noch immer im Wind über den Grat, wie zahllose riesige, weit über unsere Häupter ragende Gestalten. Hier und da tauchen einmal, wie in unergründlicher Wasserflut, Zacken, Steinvorsprünge auf. Ein Riß und ein Stück blauen Himmels. Jagend schießen die nachdrängenden Nebelballen in ihn ein und schließen ihn. Dort wieder. Aber jetzt tiefer, daß ein ferner, klarer Gipfel einen Augenblick lang deutlich sichtbar ist. „Gebens acht. Um neun Uhr reißt's auf. Da wird's klar, vielleicht sehr schön klar," sagt der Führer.

Wir steigen zum Gipfel, an den man die meteorologische Station so angebaut hat, daß ihr Dach in gleicher Höhe mit ihm ist. Über uns klappern und sausen die Flügel und Räder der Windmeßapparate. Jetzt erscheint in den hellen Nebeln,

die hier und dort zerreißen und plötzlich ringsum weite Tiefe ahnen lassen, ein runder, flacher Schattenkegel, wie ein hingezauberter Berg aus rauchigem Glase. Er vergeht wieder ins Nichts. Größer und breiter werden die Risse in dem Gewölk, das uns einhüllt, die Nebel werden zu einzelnen geballten, sich dem Grat zustreckenden und über ihn langgedehnt hinüberziehenden Fetzen. Die nahen Täler werden schon weithin sichtbar. Die Sonne dringt leuchtend durch. Die Zackenreihe der Churfirsten wird klar. Zürich- und Bodensee glänzen auf. Jetzt stemmt sich, mächtig auftauchend, der nahe massive Altmann dem treibenden Spuk mit seiner Steinbrust entgegen. Und immer fernere Gipfel und Grate sind plötzlich da, ein leuchtender, nur nach Norden zu durchbrochener Ring, Spitze an Spitze, zuletzt ganz hinten noch wie ein gezähnter Strich der Horizont. Überall über den Bergen die sich lösenden fliehenden Wolken. Zwischen den Zackenreihen, die wie in großen Kulissenlinien hintereinander gelagert sind, die Luftferne der Talbreiten. Man fühlt, wie das Land zerrissen und zersprengt ist von den rinnenden Wassern, deren Hauch den Duft emporsendet, in dem die tausend Formen des Gebirges so gestaltet, so rund, so umflossen körperlich dastehen.
Wie singt doch der Dichter?

„Hier will ich beten
im Ring der Höhen,
die freien Hauptes
dastehn im Licht.
Und also bet' ich:
Gott, ewiges Gebirge!
Dich will ich durchwandern.
Auf Felsenschultern trage mich, Gott,
einen zitternden, jubelnden, dankbaren Menschen,

dein Kind, zu deinen ragenden Sitzen!
In deine Wolken sollst du mich hüllen,
wenn Schwindel mich faßt, daß ich sicher schreite
auf schärfstem Grat, als schritt' ich im Tal.
Und stürzest du mich, so stürz' ich in dich.
Heimat ist mir noch dein grausendster Abgrund,
Gebirge Gott!"

Ein Landmann mit seinem Sohne kommt herauf. Sie stehen andächtig vor der unendlichen Weite. Der Mann erzählt mir, daß sie schon auf mehreren der Alpsteingipfel waren. Zwei, drei der Touristen aus dem Gasthaus sind auch gekommen. Dann ein kühner Kletterer, der den Aufstieg über die Kammhalde gemacht hat. Er trägt das Abzeichen des Alpsteinklubs.

Wir haben den Höhenring mit dem Fernrohr durchstreift, alte Freunde und neue Wunderziele begrüßt und wenden uns nun, ehe wir den Abstieg beginnen, noch einmal hinüber zum Bodensee. Der liegt leuchtend zwischen seinen grünen Ufern. Man sieht durch den Feldstecher Dampfer mit ihrer langgezogenen Rauchfahne, dort drüben Meersburg mit seinen hohen hellen Wänden. Friedrichshafen in einem Wolkenschatten verschwimmend. Der Wind bläst noch immer mit unverminderter Stärke und wirft uns fast herab von dem schmalen Steiglein, auf dem wir jetzt direkt vom Gipfel absteigen. Die steilste Stelle des Felskopfes ist mit Drahtseilen und ein paar Eisentritten auch für ganz ungeübte Gänger passierbar gemacht. In der Felsspalte vor der Gireſpitz treten wir auf den blauen Schnee, der in ein paar breiten, von steinigen Strichen getrennten Feldern vor uns liegt. Sie sind bald überschritten. Wir wandern jetzt auf dem nördlichen Höhenzug des Alpsteingebirges, bald südlich des Kammes in dem Hochtal, das gegenüber von dem

Sekundärgrat der Roßmahd begrenzt wird, bald nördlich mit dem Blick über die eben zum See hinabsinkenden Hügelwellen. Vorüber an den wilden Formationen des Ohrlikopfes, der Türme, durch die Vordere Wagenlücke auf steilem Wendeweg zur Altenalpe. Jetzt sind wir schon über dem Seealpsee, dem Strichweg, auf dem wir anstiegen, gerade gegenüber. An ziegenbeweideten Grashängen geht es weiter zum Escher. Dies Gasthaus ist in die turmhoch überragende Felswand, die oben die Ebenalp trägt, wie in den Schutz eines Mächtigen hineingebaut. Noch tiefer ist das Wildkirchlein in die Wand eingegraben. Durch einen Höhlengang, von einer Führerin geleitet, die eine Fackel aus gespaltenem Kienholz trägt, steigen wir auf die sanft gesenkte Ebenalp und weiten den Blick wieder bis zum Bodensee.

* * *

Ein anderer Wandertag im selben Gebirge. Ich breche mit meinem Führer von Wasserauen in dunkler, ein wenig schwüler Frühe auf. Die Sommersterne stehen klar im grundlosen Nachtdämmern. Die Berge sind wie ganz nahe, schwarze Körper vor uns, dunkel, ohne Gestalt, als müßte man fast mit jedem Schritt gegen ihre Wände stoßen. Wir wollen den südlichen Höhenzug des Alpsteingebirges auf schmalem, dem Grat entlang ziehenden Pfad überwandern, vom Hohenkasten bis zur Saxerlücke.

Der erste große Eindruck dieses Weges ist es, wenn man die Grathöhe erreicht und in die Tiefen des Rheintals hinuntersieht — wie in eine neue, sich plötzlich auftuende Welt. Wir kamen zum Sonnenaufgang an diesen Punkt des Weges, einen kleinen Sattel zwischen Kamor und Hohenkasten. Wie die noch unerleuchtete Berglandschaft gegen

den rothellen Himmel stand, wie die Strahlenkrone langsam von unsichtbaren Händen über die harten, dunklen Gebirge gehoben wurde, wie dann die höchsten Spitzen aufflammten ringsum und die Sonne endlich über die Zacken des Horizontes in das Himmelsgefilde trat, die tauglitzernden Bergwiesen, auf denen wir standen, und den ganzen Höhenkranz übergießend — es war das ewige Schauspiel, wie das Licht die Welt schafft aus dem Chaos Nacht, in dem sie immer wieder versinkt, Form und Farbe verliert, überflutet vom Schatten, um aufs neue vom Tage gestaltet zu werden. Im dunklen Duft des Tals glänzt weithin silbern gewunden der Strom auf. Neben ihm, in willkürlichen Linien, ein Strich, die linksrheinische Talstraße. Flecken und Dörfer.

Der Hohekasten, dessen Gipfel wir in wenigen Minuten erreicht haben, ist nur etwa 1800 m hoch. Er ist trotz dieser verhältnismäßig geringen Höhe ein bevorzugter Aussichtspunkt; nicht nur, weil er einen der schönsten Nahblicke ins Säntisgebirge bietet, sondern vor allem, weil er durch das breite Rheintal von der östlichen und südlichen Bergwelt so weit abgerückt ist, daß die nahen Vorberge nicht zu viel Ferne verdecken können und das Ganze wundervoll zum Bilde zusammenschließt. Die Aussicht nach dieser Seite hat Größe und Mannigfaltigkeit des Vordergrundes, die Bildgesamtheit dadurch schöne klare Gliederung.

Wir müssen zu der kleinen Einsattelung zurück und beginnen die Gratwanderung in südwestlicher Richtung, so wie die Züge des ganzen Gebirges streichen. Rechterhand haben wir das an den Hängen bewaldete grüne Tal des Sämbtiser Sees; linkerhand das Rheintal, das sich oft

hinter der Schneide des Grates, sobald der Weg von ihr abweicht, oder hinter den Felsengipfeln der Stauberenkanzel, der Häuser, des Ambos, die wir rechts des Kammes umgehen, birgt, und wenn der Pfad wieder auf die grasige Höhe tritt, jedesmal mit neuer Herrlichkeit in seiner freien Weite auftaucht.

Der starke Unterschied der Meereshöhe beider Talebenen, zwischen denen wir hinschreiten, und der ganz verschiedene Charakter der beiden Gründe, in die wir rechts und links hinunterschauen, weckt recht das Gefühl, daß wir auf einem landschaftlichen Grenzpfad wandern. Was hat das einsame, straßenlose, mit ein paar Holzhütten besiedelte Hochtal und sein stiller See zu tun mit dem breiten Völkerwege da unten, auf dem Römerzüge und deutsche Kaiserheere hinzogen? auf dem jetzt gar zwei Eisenbahnlinien nebeneinander laufen?

Wir lagern uns am Fuß einer der Felsenzinnen, die diesen Grat krönen. Ich lehne mich ganz zurück und trinke das unendliche Blau, in dem duftige weiße Sommerwolken ziehen. Wie die graue, verwitterte Zinne hineinragt, als wollte sie, ein ungefüger roher Steinpfeiler, die azurne Decke des ewigen Gewölbes tragen. Ein paar kleine, schnelle Bergvögel umfliegen die Wand, die sich im Zuge der Wolken über mich zu neigen scheint. Ich gebe mich diesem Gefühl der auf mich zukommenden Bewegung fast träumend hin und mir ist, als schwebe jetzt auch der Hang, auf dem wir lagern.

Die Rast war kurz. Ich sprang auf. Fest ruht wieder der Grund, auf dem wir stehen, und unbeweglich ragt der Fels. Wir gehen jetzt auf dem Furgglenfirst, der nach der Rheinseite steil und steinig abfällt, so daß er, von dort aus

gesehen, fast unersteiglich ausschaut. Hinter ihm ist der Grat durch die Saxerlücke, die ihren Namen von dem kleinen Rheinstädtchen Sax erhielt, hundert Meter tief zerrissen. Die beiden Täler rechts und links fesseln hier den Blick nicht mehr. Denn unmittelbar vor ihm über der Saxerlücke tut sich eine der gewaltigsten Bergszenerien auf: die Kreuzberge. Es sind die im Durchschnitt 2000 Meter hohen, gefährlichsten Klettergipfel des ganzen Gebirges, die schon manches Opfer gefordert haben; acht Spitzen, von denen die sechste noch keines Menschen Fuß betrat, und die erste nur mit Hilfe einer langen Leiter einmal erreicht worden ist. Die Schwierigkeiten der Besteigung auch der jährlich einige Male bezwungenen Kreuzberge dürften etwa der der Türme von Vajolet entsprechen. Eine wilde Dolomitenlandschaft liegt vor uns: eine zerrissene und zerspaltene Riesenmauer starrt aus grünem, steil aufsteigendem Alptal empor, als solle sie die einsame Alp gegen das Rheintal schützen; Zacken, Risse, in ganzer Höhe hineingesprengte Kamine; ein geborstener, wie mit stumpfem Schwert zerhackter Grat, in grauer Verwitterung.

Und noch ein unvergleichliches Bild liegt auf unserer Wanderung: der Fählensee. Wir sind zur Saxerlücke hinabgestiegen, und weiter bis zur Alp Bollenwies, die nur noch eine niedrige Bodenwelle von dem eng zwischen Felsen eingebetteten Fählensee trennt. Da liegt er vor uns. Es ist hoher Mittag. Und die unendlich schwebende Einsamkeit, die das Gebirge um diese Stunde hat, wenn die Sonne am tiefsten in seine Täler hineinschaut und alle Berge im weichen, lösenden Duft liegen, der die Fernen trinkt und die Nähen einhüllt, ist um uns. Ich muß an den wundervollen Vers des größten Dichters der Berge, Konrad Fer-

dinand Meyers, denken: „Der Mittag ist des Berges Geisterstunde."

Reglos ist der klare, durchsichtige Spiegel. Die uralten Wände, zwischen denen er eingebettet ist und die sich ringsum zu ihm absenken, als wollten sie ihre verwitterten Züge in ihm beschauen, lassen keinen Wind die Silberfläche trüben. Das ist es: nicht die Einsamkeit allein, auch die jahrhundertalte Ruhe dieses verlassenen engen Seetales greift uns ans Herz. Die Schlachten der Stürme und Gewitter mögen droben toben, wo Altmann und Hundstein ragen; hier in diese Tiefen, auf den See fällt nur ihr wolkiges Spiegelbild, in all seiner Wildheit keine Welle erweckend. Der steinige Stiefelpaß — ich habe rückschauend die Stiefelsilhouette deutlich erkennen können — führt uns hinab zur Kälberweid, wo neuer sonnig heißer Anstieg uns erwartet. Die Gesteintrümmer und haushohen Blöcke auf dem Abhang, an dem wir in steilen Wendewegen emporklimmen, stehen, wie in ihren eigenen, steilen Schatten gehüllt, schrägauf im Sonnenduft, als müßten sie auf uns niederstürzen. Von den Felsen des Gabelschutzes rechts vor uns, die oben grüne Matten tragen, klingt Ziegengeläut herab. Wir haben die Bogartenlücke erreicht. Wir klettern noch ein paar Mannshöhen an dem steilgestuften Marweserkopf hinan, um Edelweiß zu pflücken. Eine Inschrift, die an einen abgestürzten Edelweißsucher erinnert, gemahnt zur Vorsicht. Es gelingt. Und nun steigen wir im späten Nachmittag über steile Hänge, die mit Blöcken beschüttet und von Alpenrosenstauden überwuchert sind, vorsichtig hinab, Wasserauen zu, das uns schon aus dem Schwendital entgegengrüßt.

Seegefahr

Stürmischer Vormittag. Der Ostwind, der über die ganze Länge des Sees, von Bregenz bis Konstanz, hinjagt, greift tief ins Wasser, daß selbst in unserer geschützten Bucht das Grundgewell wild gegen die Ufermauern schlägt. Die heranrollenden und die zurückflutenden Wogen gehen wie die Tänzerreihen eines Gegentanzes mit rhythmischen Schritten durcheinander hindurch. Bruchteile einer Sekunde – immer, wenn bei diesem Gegeneinanderlaufen die Wellenberge der einen Seite in den Wellentälern der entgegenkommenden stehen – scheint der See zur Fläche beruhigt. Aber die Wellen haben sich nur geduckt und springen gleich, weithin im selben Moment, noch höher aus der täuschenden Ruhe gerade auf.

Trotz des Ostwindes ist Luft und Wasser warm. Lachen und Rufe der Schwimmenden, die an der Pappel- und Weidenküste des nahen Horns oder von Booten aus baden, hallen her. Achtlos nimmt das Ohr die gewohnten Laute auf, die nicht zum Bewußtsein dringen. Da kommen plötzlich zwei langgezogene, ganz helle Silben, in denen ein angstvoller Wille zittert und die wie Vogelflug durch den Wind herfliegen: „Hil – fe!"

Wie bei einem Kraftwagen, der aus langsamem Anfahren plötzlich in rascheste Fahrt übergeht, stellt sich in der Seele mit dem Hören dieses Wortes eine verzehnfachte Schnelle des Tempos ein: des Erlebens und Handelns. Woher kommt der Ruf? Der fliegende Blick sieht weit draußen

vor der Bucht etwas Niedriges, an dem sich Gestalten bewegen, über dem Wasser, offenbar Rand oder Rücken eines sinkenden Fahrzeuges. Während sich die Rufe noch angstvoller erneuern, sind schon Ruder und Rettungsring ins Boot geworfen und mit einer Hast, die fast aufhält, wird es aus seinen Halteketten gelöst. Klar und hinaus!

Jetzt ist der See leer. Wenigstens ist nicht mehr sicher zu sehen, ob wirklich in den hochgehenden Wellen draußen noch etwas Dunkles auftaucht oder ob das Auge sich täuscht. Gleichviel, es ist nicht Zeit, auszuschauen. Es gilt, ab und zu nach vorn umsehend, mit aller Kraft in die ungefähre Richtung der Rufe zu rudern. Jetzt fliegt das Boot, fast bei jedem Ruderstoß aufs Gegengewell aufschlagend, voran. Endlich kommt wieder, und viel näher, der Ruf: „Hil–fe!", jetzt wie erlösend, denn nun bringt er die Gewißheit: sie schwimmen. Es ist Hoffnung.

Der zweite Ruderer schaut um: „Ich sehe die Köpfe."

„Ruhig vorwärts! Die Kraft nicht vergeudet! Wir brauchen sie vielleicht gleich doppelt."

Weiter. Schlag um Schlag. Noch immer scheint es endlos. — —

Jetzt: drei Köpfe über dem Wasser. Ein Herr hat mit letzter Anstrengung zwei erschöpft schwimmende Damen gestützt, von denen die eine, sowie sie das Boot sieht, neue Lebensgeister gewinnt und rasch heranschwimmt.

„Ganz ruhig sein! Es ist keine Gefahr mehr."

Sie hält sich am Bootsrand, indes den anderen der Ring zugeworfen wird. Nun ist der erste Passagier, bleich, doch schon lächelnd, an Bord, die anderen halten sich am Bug. Ein zweiter Nachen langt an, man hilft heraufziehen.

Eine Bank, ein Stück Segelstange treiben im Gewell vorüber. Die Boote rudern zurück.
Am Land ist Freude und Neugier nach einer tatlosen Aufregung mit gebundenen Händen. Nichts war von ihr herausgedrungen in Wind und Gewell, nicht die Schreie des Erschreckens, nicht die Rufe, die den Untergehenden das Kommen eines Bootes verkünden sollten. —

Nicht immer ist der See willig, zurückzugeben. Oft genug behält er das Leben, oft genug auch die Toten, die er sich nur schwer und mühsam abringen läßt. Konstanzer Fischer rief man nach Rorschach zu traurigem Fischzug, zum Bergen von dreizehn Ertrunkenen. Die Männer kamen mit der Totenangel, die mit ihren Greifhaken über den unsichtbar tiefen Grund hinstreicht und die Leichen faßt. Sie brachte die letzten noch aus siebzig Meter Tiefe herauf. —
Der Ostwind, der das Fahrzeug vor unserer Bucht zum Kentern gebracht hatte, blies am Tage darauf mit unverminderter Kraft. In den Wellen, die um das Eichhorn rollten und rauschten, fand da ein Schwimmer den Tod. Lautlos und unbeachtet muß er versunken sein. Vielleicht wurde sein Fehlen erst nach Minuten gemerkt, so daß man nur ganz ungefähr die Stelle seines Untergehens wußte, die mit jeder Minute ungewisser und fraglicher wurde. Schwimmer suchten vergebens etwas in der undurchsichtigen aufgewühlten Tiefe zu erspähen, Boote kreuzten lange auf den Wellen im weiten Umkreis der unbestimmbaren Unglücksstelle.
Erst am nächsten, ganz sonnigfriedlichen Morgen, gegen neun Uhr, fand man den Ertrunkenen, nachdem schon seit

dem früheſten Grauen mehrere Fahrzeuge die ganze Bucht abgeſucht hatten.

Auf der glänzend ſtillen Fläche liegen ein paar Nachen und ſchwere Fiſcherkähne, um deren Bord die korkbeſetzten Netze hängen. Hoch über dem Bootsrand ſtehend ſenkt ein Fiſcher den langen Rettungshaken in das ganz ruhige Waſſer. Nun beugt er ſich und greift tiefer. Langſam, damit die ſchwimmende Laſt nicht wieder zurückgleite, wird der Haken hochgezogen: Zoll für Zoll taucht er ins Licht, in unſeren geſpannten Blick, der ſich fortwenden möchte und doch die naſſe Stange nicht losläßt. Jetzt ruht der Haken. Ein Hinterkopf, ein Rücken iſt über dem Waſſerſpiegel. Der Tote liegt in dem gebogenen Eiſen wie im Arm eines Rettenden. Er ſieht nicht mehr auf ins Licht, er blickt immerfort hinab in die Tiefe, die ihn verſchlang, unendlich ergeben. Man wirft ihm noch ein Seil um den Leib; und langſam rudern die Boote, den Toten nachſchleppend, zum Horn, wo der mit — wie zur Abwehr! — vorgehaltenen Armen erſtarrte Leichnam an den Strand gezogen und mit Weidenzweigen bedeckt wird.

Lautlos faſt geht das alles vor ſich, nur gedämpfte Worte fallen. Und doch iſt weithin über den See, wohl an der Bewegung der Boote, erkannt worden, daß man gefunden hat. Denn von allen Seiten kommen jetzt, ſchwer über den ſonnigſilbernen Spiegel gleitend, immer mehr Fiſcherboote heran zum Horn — wie auf Strahlen hergleitend, die alle von der einen Stelle ausgehen, auf der der Tote liegt. Neugier treibt ſie. Aber weil die Nähe des Ertrunkenen ſelbſt den Mann ernſter und ſtiller macht, der mit einem harten Scherz den eben empfangenen Eindruck menſchlicher Nichtigkeit abſchütteln möchte, wird aus dem lautloſen

Zusammengleiten der Boote eine ungewollte Feier, an der Himmel, See und Gestade weithin teilzunehmen scheinen. — —

Die ruhige Sonnenwärme nach dem Oststurm hat sich unter Gewittern in Westwind und Regenkälte verwandelt. Greifbar und hart stehen alle nahen Dinge im Grau. Unwirsch und ohne Weichheit hüllt sich die Ferne in Wolken.

Ballonfahrt über dem Bodensee

Dies berichte ich getreu nach der mündlichen Erzählung eines Teilnehmers an dem ziellosen Fluge über den Bodensee, der, im Herbst 19 . . unternommen, fast schlimm geendet hätte, dann aber mit seinen Eindrücken wie mit seinen Gefahren zu einem so starken Erlebnis für die Mitfliegenden wurde, daß, nach den Worten meines Gewährsmannes, sie alle vier „eine ganz neue Lebensanschauung dort oben gewonnen hätten". Ich selber komme auch in dem Bericht vor, aber mitsamt meinem Nachen nur als einer von drei kleinen Strichen, drei Spielzeugkähnchen, die man einmal aus der Ballongondel beobachtete. —

Es war ein klarer, ganz windstiller Spätherbsttag, als mich die Kinder mit frohem Geschrei von der Arbeit riefen: ein Luftballon fliege über dem See. Sie hatten schon zwei Boote flottgemacht und ruderten hinaus, ehe ich kam, das dritte loszubinden. Zwischen den Wipfeln der Uferbäume sah ich groß den ziemlich niedrighängenden, sonnenbeleuchteten Gasball, wie eine in die Atmosphäre gesunkene Weltkugel, sich fast unbewegt in der Fläche spiegeln und mit dem Schleppseil den Glanz über dem Wasser berühren.

Wir erkannten durch das Doppelglas ganz deutlich den Korb mit Seilen, Anker, Ballast, sahen sich Köpfe über die Brüstung neigen — und jetzt lebhaftere Bewegung. Es kam ein sich fast in der Luft auflösender, zitternder, flimmernder Fall kleiner sonnenheller Stäubchen, der eine immer spitzere und dünnere Garbe bildete, je tiefer er kam,

und schließlich zu vergehen, zu verlöschen schien. Ein leise perlender, rieselnder Regen rauschte auf die Seefläche nicht weit von uns. Gleichzeitig hob sich der Ball, während das Schleppseil fast dem Griff des Blickes entschwand, und zog, in der höheren, bewegteren Luftschicht kleiner werdend, der breiten Seemitte zu.

Wir fuhren ans Land, noch ganz erfüllt von dem hohen Raum über uns, der durch den hineingesunkenen Ball plötzlich fühlbar, aus Unsichtbarkeit zu einem luftvollen, fast sichtbaren Dasein gekommen war und nun über uns und den halbgelichteten Baumwipfeln unseres Ufergartens nicht mehr verging. Als wir später noch einmal Ausschau hielten, fing schon Nebel an sich über dem See zu bilden. In der beginnenden Dämmerung war kaum eine kleine Kreislinie im fernen Grau mehr zu unterscheiden. Dann stieß spät abends Wind in den Nebel, daß eine kurze Zeit die Wellen ans Ufer klatschten. Der Nebel schien zu steigen. Und gegen Morgen war Sturm. —

Der Luftfahrer erzählte: „Wir wurden mittags zuerst über den Untersee getrieben, der wie eine ruhige Landkarte dalag. Es machte uns Freude, von oben in die kleinen Ortschaften hineinzusehen, über die wir hinwegglitten, in Straßen, Höfe, ummauerte Gärten, die ja alle nach dem Himmel zu offen sind. Die Luftströmung wechselte und trieb uns gegen Konstanz zurück. Wir wurden nicht müde, uns an der bewegten Buchtenlinie des Schweizer Ufers zu freuen, das mit all seinen Höhen — nicht flach, eher wie leicht gewellt — unter uns zurückglitt. Aber erst, als wir Konstanz passiert hatten, vom Obersee ab, begann der Flug Großartigkeit anzunehmen, bis wir schließlich mit unserem Ballon sozusagen ins All hinausgerissen wurden. Es fing an, wie

wir über den drei Gondeln standen, aus deren einer Sie zu uns aufsahen: Sie waren für uns freilich nur drei kleine schwimmende Hölzchen. Sie erinnern sich, daß, als wir den Ballast ausgeworfen hatten, der Ballon langsam der Mitte und Breite des Seebeckens zuglitt. Dort kam er wieder ganz zur Ruhe, schien aber allmählich weiter zu steigen. Dies war der erste Augenblick völliger Erhabenheit.

Denken Sie sich auf einen ganz hohen, einsam inmitten eines riesigen Landschaftsringes gelegenen Berggipfel, um den, im Kreise über dem klaffenden Abgrund alles Nahen, der Horizont zu Ihrer Höhe emporgestiegen ist! Und nun denken Sie sich diesen Berg plötzlich unter sich hinweggeschwunden und statt dessen, in einem für Sie unmeßbaren Fall, die Fläche eines ungeheuren glatten Spiegels, den Sie nicht als Spiegel empfinden können, sondern als einen in wolkige Tiefe hinabgehenden Raum, in dem Ihr Ballon so unendlich schwebt, daß Sie das Gefühl für Oben und Unten verlieren — dann haben Sie etwas von unserem Eindruck in diesem Augenblick.

Dies Unter-uns, dies herabstürzende Gefühl unter unserem Fuß, das gleichzeitig durch das unbewegte Spiegelbild zu einem Hinaufstürzen wurde — so, als stünden wir hier in der Luft nur durch das Sichaufheben dieser zwei Bewegungen und als könnte das leiseste Schwanken der Gondel das zitternde Gleichgewicht zerstören — dies Unter-uns fühlte ich fortwährend in meinen Füßen und dann die Nerven heraufkommen, als ein Ziehen wie beim Schaukeln, auch wenn ich mich nicht hinunterbeugte, sondern wagrecht nach dem Horizontwall hinübersah.

Während sich nördlich vom Hegau bis zu den Algäuer Bergen über der schwäbisch-bayerischen Hochebene schmutzig-

grauer Dunst breitete, dessen dunkle Schicht wie ein atmosphärisches Meer aussah, war der Süden ganz klar: hoch reckte sich der zerhackte Halbring von österreichischen und Schweizer Gebirgen. Das Auge wird unruhig in solcher Unermeßlichkeit. Es flattert wie ein gescheuchter Vogel von Gipfel zu Gipfel.

Wir hingen still in der Luft. Der Führer erzählte, um uns gruseln zu machen, lachend die Geschichte von dem wahnsinnigen Luftschiffer, der in einer Höhe wie der unseren die Hängetaue der Gondel durchschnitten hatte und mit seinen Begleitern erst in ein ausgespanntes Wolkentuch und dann in den Vesuv gestürzt war. Die Dame, die mit uns fuhr, ließ bei dieser Erzählung einen halb scherzhaften Schreckenslaut hören und sah ängstlich einmal in die Tiefe, wodurch der Führer nur noch mehr angestachelt wurde und genau schilderte, wie der Wahnsinnige erst immer einen Strick um den andern durchschnitt und zuletzt, als die Gondel noch an einer Seite mit zwei Seilen festhing, in den Tauen bis über den Ring kletterte, von dort die Gondel ganz lostrennte, daß sie in der Tiefe verschwand, während er selbst mit dem Ballon in letzte Höhen davonflog.

Der Führer hatte eben seine Erzählung beendet, als — ehe noch die Dunkelheit hereinbrach — der Spiegel unter unseren Füßen blind, flockig, weich wurde; nicht zu unserer Freude. Nebel bildete sich, Gewölk. In wilden, großartigen Formen klomm es auf. Der Berg, den Sie sich vorhin denken und wieder wegdenken sollten, war plötzlich unter uns da und trug uns. Nur war er nicht aus Stein und Erde, sondern aus rauchigem, glasartigem, halb durchsichtigem, halb milchigem Dunst, der in bizarren Wolkenschroffen bis tief hinabreichte, wo vorher der Seespiegel glänzte.

Das Gebilde schien bald unwirklich, vergehend, geisterhaft, fließend, wie aus verschwimmenden Strahlen erzeugt — bald wieder ruhend und fest. Wir waren im Entstehen der Wolken.

Überall fing es zu werden an und umformte, überwölbte uns, durchsichtig noch, wie eine riesige phantastische Spitzkuppel, deren verworrene Rippen und Gewölbe, Wolken auf Nebel ruhten. Ich hatte jetzt das Gefühl, als schwebten wir wie eine Ampel an langer Kette in dem Luftdom, der sich mit Zauberschnelle um uns aufgebaut hatte. Plötzlich wallte er zu Chaos zusammen. Wind mochte eingesetzt haben und uns treiben. Wir merkten ihn nicht, weil wir mit ihm wehten, nun ganz umhüllt von den kalten Dämpfen des Nebels, die dunkler und dunkler wurden. Wenn wir unsere elektrischen Lampen anrieben, fielen gespenstisch körperhafte Schattenkegel von uns bis tief in das flirrende Grau und rührten gleichzeitig mit der Hand noch an uns selbst. Wo waren wir? Wohin trieben wir? Der Nebel, der schon auf dem Erdboden mit seinen feinkörnigen Wasserwänden jedes Haus, jeden Chausseebaum, jedes Wegstück von zehn Schritten, in Einsamkeit vermauert, schafft hier oben eine unerhörte, unbeschreibliche Einsamkeit. Es ist so, als ob Sie in der Tiefe des Meeres wären, in der jede Orientierung, jedes Ortsbewußtsein rettungslos ertrinkt. Wir warfen Ballast aus, um über den Nebel hinauszukommen in den Vollmond. Heller und heller wurde die graue Schicht, die neben uns in die Tiefe sank. Jetzt wurde sie dünner, und trotz immer zunehmender Lichtheit wurde schweres blaues Dunkel stückweise in ihr sichtbar; sie löste sich in Fetzen und Flocken auf, über denen klarer Nachthimmel stand. Wurden wir erst jetzt der ganzen Bewegung inne oder flogen wir

jetzt rascher — sobald der Ballon sich aus den Nebeln herausgearbeitet hatte, schien er fast emporzuspringen: rasch verkleinerte sich sein Kugelschatten, den der hohe Mond auf die Nebelfläche warf.

Es war noch einmal ein Verlassen der Erde und alles Irdischen, nicht wie erst, um in die Lüfte zu fliegen — jetzt in den Weltraum. Das Wolkenmeer lag ganz weiß unter uns wie ein riesiges Schneefeld: ohne Leben, kalt, unendlich. Die Raumkuppel über uns war von so reiner schwarzer Klarheit, daß kaum um die Mondscheibe, die uns manchmal über dem Ballon entschwand, ein wenig Nebenhelle war. Hart stand ihr Kreis vor dem Samt des Raumes, in dem die Sterne wie Edelsteinnadeln steckten.

Ich gestehe, daß ich in den Nebelstürzen, durch die wir hinaufstiegen, von leisem Grauen erfaßt war. Jetzt fühlte ich mich frei und erlöst. Es hätte mich nicht mehr mit Schrekken erfüllt, wenn die ungeheure weiße Fläche unter uns sich nach abwärts zur Kugel gewölbt hätte und wir von der Erde fort in die Unendlichkeit gestiegen, gesunken wären, in deren Riesenraum ich mich nie so gefühlt habe wie in dieser Stunde.

Während wir vier — der Führer, ein Freund von ihm mit seiner Gattin und ich — über dem Untersee und seinen Städtchen noch manches Wort gesprochen, uns gegenseitig auf dies und das aufmerksam gemacht hatten, waren wir schon über der Spiegeltiefe sehr schweigsam. Jetzt sprachen wir lange kein Wort.

Es war empfindlich kalt geworden; trotz Pelzen, Schals, Ohrenklappen, Fußsäcken, Decken und Tüchern froren wir — was indessen der Gewalt des ungeheuren Raumbildes

keinen Eintrag tat. Wohl einige Stunden blieb es ohne Veränderung.

„Steigt der Nebel so?"

„Nein. Wir fallen plötzlich."

Es wurde Ballast ausgeworfen. Der Ballon hüpfte, begann aber gleich wieder zu sinken. Offenbar waren wir in einen schrägen Windstrom gekommen, der uns auf das Nebelmeer hinabführte, dessen Oberfläche wild und wolkig aussah. Schon griffen seine Wellen um die Gondel, schon um den Ballon — und wieder waren wir im Chaos.

Der Mond war, noch ehe das Fallen begann, vor frühestem Tagesgrauen verblichen, das nun mit uns in die bewegte Dunstmasse einsank.

Der Führer beobachtete sorglich und gespannt nach unten. Jetzt kam es aus der Tiefe wie ganz fernes Pfeifen des Windes. Das Pfeifen kam näher, wuchs. Wir mußten auf den Ruf des Führers fest in die Taue greifen, um uns hochziehen zu können. So hingen wir in ängstlicher Spannung. „Sollen wir nicht Ballast auswerfen?"

„Es würde jetzt nichts nützen. Die Luft ist zu stark. Hier würden wir ihn verschwenden. Wir müssen auf unseren guten Stern vertrauen."

Wir blickten uns fest und ernst an. Das Pfeifen des Windes war jetzt ganz nahe, auch merkten wir deutlich, wie die Gondel sich manchmal stark auf die Seite legte und anzustreifen schien.

Ein Ruck! Waren wir in einen Wirbelwind geraten, der uns zurückriß, oder hatten wir eine Sekunde an etwas Festem, einer Felszacke gehangen? Wieder hatte die Gondel ganz schief gelegen, so daß ich auf den Führer zu fallen fürchtete. Immer noch sahen wir nichts, fühlten aber —

wie man im Dunkel des Hauses ohne Berührung einen Schrank, einen Pfosten fühlt — im Undurchsichtigen Erdmassen, Raumgewalten um uns, unter uns. Lange Zeit. Meine Hände im Gesell waren ganz steif geworden, trotz der Pelzhandschuhe.

Jetzt — einen Augenblick Helle: ein Schneefeld schoß unter uns weg, eine schwarze nasse Steinwand glitt neben uns in die Tiefe. Feiner Schnee wirbelte. Es war kein Zweifel, daß wir im nächsten Augenblick irgendwo zerschellen, günstigerenfalls in einem Schneefeld enden konnten — von dem wir vielleicht nie zu Tal fanden. Denn wir wußten jetzt, daß wir in etwa dreitausend Meter Höhe Schweizer oder Tiroler Berge überflogen, richtiger: in ihnen flogen. So sah die Gefahr wirklich aus, von der wir Märchen erzählt hatten. —

„Festhalten!!" hörte ich plötzlich von unten den Führer schreien und sah, wie unsere Begleiterin am oberen Rand des schräg liegenden Korbes nur noch mit einer Hand hing und zu fallen drohte. Der nächste Stoß konnte sie herausschleudern.

Während ich bisher apathisch, starr und eigentlich ohne das zu sehen, worauf ich starrte, immer nur ein Viereck zwischen Seilen und das wirbelnde Grau im Blick gehabt hatte, sah ich jetzt das Gesicht der Schwankenden neben mir, die ich doch nicht stützen konnte. Sie war kreidebleich; in ihrem angstvollen, wie gekrampften Blick stand Verzweiflung. Verzweiflung schien auch die schwere Bewegung ihres linken Armes zu führen, als sie die Hand mühsam wieder in die Taue schob.

Gleich darauf wurden wir fast umgeworfen, so schlug der Korb gegen irgendein Unsichtbares.

„Festhalten! Es ist nichts geschehen. Festhalten!"
Wieder klammerte ich mich in die Seile und stemmte die Füße auf den immer entgleitenden Boden der Gondel. Ich war völlig bereit und schloß die Augen . . .
Als ich sie nach vielem Drehen, Schwenken, Schaukeln, das mir aber weniger heftiger vorkam, wieder öffnete, war es heller geworden.
Wir sahen uns an; wir bekräftigten uns, daß es heller und stiller geworden sei.
Plötzlich hingen wir aus den Wolken heraus in eine lichte Tiefe, ein Tal mit Fluß, Dörfern, grünen Wiesen, hellen Straßen, das schnell unter uns fortglitt. Wir atmeten auf. Aber wir hatten, ehe wir mühsam in der Nähe von Chur landeten, noch schwere Anstrengung und auch erneute Gefahr durchzumachen. Lange streifte unsere Gondel so niedrig über den Boden hin, daß sie fortwährend anschlug, sich umlegte, hochgerissen wurde, niedersauste, sprang, bis der Ballon endlich in einem Baumgerippe hängen blieb und wir nach manchem kräftigen Rippenstoß aussteigen konnten. Das war der letzte, unerhörteste Moment: wie wir taumelnd endlich wieder auf der Erde standen. Sie haben eine ganz schwache Spur davon gewiß einmal gefühlt, wenn Sie nach einer stürmischen Seefahrt festes Land betraten. Die Erde schien wie im Erdbeben zu zucken und mich umstoßen zu wollen, so daß ich mich an einem Baum halten mußte. Der Boden kam dann in ein kurzes Schwanken und Schaukeln, Steigen und Sinken, das noch Stunden nachher anhielt.
Und doch war es ein wundervolles Gefühl, wenn auch nur halbfest, wieder auf diesem zuckenden und schwankenden alten Planeten zu stehen, selbst die Ameisenstrecke unserer

täglichen Wege laufen zu können — statt an einen Ball gebunden Meilen durch die Lüfte gehoben, getragen, gerissen zu werden — zu fliegen."

Mir tauchte, als der Erzähler geendet, wieder das seltsam stille, schwebende Raumbild auf, wie der Ballon am Nachmittag seiner Ausfahrt über dem Seespiegel und unseren Gondeln groß und dunkel in der Luft gestanden und das Gefühl der Wolkenhöhe in uns zurückgelassen hatte, in die er langsam hineinschwand, unbekanntem Schicksal zu.

Anhang / Aus dem Kriege

Die Mobilmachung

Warme lichte Sommertage stehen über dem Lande, über dem deutschen Lande: Ferien. Überall draußen, in Wäldern und Gebirgen, an Flüssen, Seen und am Meere erholt sich das Volk der Städte, um neue Kraft, neue Sonne für den Herbst und Winter zu sammeln, ruht es, wandert es, reist es. Es genießt die Luft und die Berge, die Wärme, den Wolkenflug und das kühlende Bad im klaren Wasser. —

Da kommt auf den neuen Nerven des Menschengeschlechts, den Telegraphendrähten, und auf seinem leichten Bewußtseinsstoff, dem weißen Träger seiner Gedanken, dem Papier, plötzlich eine zitternde Unruhe in die weite Sommerfreude. Der Himmel ist so sonnigblau wie zuvor, alles ist unverändert, nirgends ist etwas Bedrohliches zu sehen — und doch ist mit einem Schlage das Sommerglück in den Seelen in steigende Unruhe verwandelt. Schwere, friedlose, kampfvolle Zukunft wird immer deutlicher fühlbar, sichtbar in den Worten und Nachrichten, die den Erdball umkreisen. Alle Sinne horchen auf. Über die Schönheit der Welt legt sich ein grauer Schleier, ja sie verschwindet unbeachtet vor dem, was nur Wort, Nachricht, Vermutung und auf einmal so viel wichtiger ist als alle nahe lebendige Wirklichkeit. Und indem die gleichen Worte und Nachrichten in derselben Stunde vielen Millionen Menschen bewußt werden, erwachen diese Millionen, die bisher getrennt, jeder für sich, ihrem verschiedenen Tun, ihren Berufen, ihrer be-

sonderen Freude lebten, zur Einheit, zum Wissen und Fühlen voneinander, zum Volk. Keiner ist mehr allein und für sich; jeder fühlt, daß ihn jetzt nur bewegt, was alle bewegt, denen er plötzlich nah und verwandt ist, deren Gedanken er auf einmal weiß, deren Willen, der dem seinen gleicht, er kennt, mit denen er sich innerlich fest und unlösbar zusammenschließt. —

Ich erlebte dies große Erwachen der Deutschen zum Volk an der Südgrenze des Reiches, da, wo man über die spiegelnde Fläche des Bodensees hinweg nach den grünen Uferhügelzügen und den Schneegebirgen der Schweiz hinübersieht. Wie waren diese lachenden Buchten voll Badender, Segelnder, Rudernder, voll von frohem Geschrei, Rufen und Plätschern gewesen; wieviel festtägliche Menschen brachte jedes Kraftboot, jeder Dampfer, wie oft scholl Musik von den Schiffen herüber, große Orchester von fahnengeschmückten Vergnügungsbooten oder Gesang zur Laute im Mondschein von unsichtbarem Nachen. Nun ward es still draußen. Alles drängte zur nächsten Stadt, deren alte Straßen und Plätze den ganzen Tag voller aufgeregter Gruppen standen. Am dichtesten war die Menge vor dem Zeitungshause; man riß den Austrägern jedes neue Extrablatt aus den Händen; da und dort las man es vor, und alle hörten, hörten das immer drohender werdende Wort, das wie eine Wolke über den Himmel zu wachsen schien: Krieg. Sie hörten das Wort, obschon es noch nicht ausgesprochen war und obwohl noch manchmal ein Hoffnungsschimmer zu leuchten schien, daß es wohl nicht werde gesprochen werden.

Da — zum erstenmal ein Trupp Soldaten, ein Posten in feldgrauer Uniform: Sturmzeichen! Ein Transport

Reservisten marschiert mit Kartons und Bündeln zur Kaserne; eine Wache hat den Bahnhof, eine andere die Rheinbrücke besetzt; ein Leiterwagen steht bereit, um die Brücke jeden Augenblick sperren zu können. Da, wo die deutsche und die Schweizer Grenze sich zu Lande berühren, werden die Straßen durch Verhaue geschlossen, Wachen und Posten aufgestellt, die den Verkehr kontrollieren.

Die Aufregung wächst. Drohende Kriegsgefahr ist verkündet, aber noch immer nicht das Wort, auf das Hunderttausende warten, um jeder an seine seit langem bestimmte Kriegsaufgabe zu eilen: Mobilmachung. Der Befehl zur Mobilmachung scheint seltsam lange zu zögern. —

Währenddessen sind alle Züge schon von Zurückreisenden und aus der Schweiz Heimkehrenden überfüllt, und die Bahnen können kaum den sich immer erneuernden Andrang bewältigen. Auf den Bahnhöfen größerer Kreuzungspunkte häuft sich das Gepäck auf allen Bahnsteigen bis weit vor die schützenden Hallen hinaus. Alles drängt nach Hause, um im Seinen zu sein, um sich vorzubereiten für die Kriegszeit. In einer unklaren Angst vor Hungersnot und ausbleibender Verproviantierung der Städte stürmen die Leute die Lebensmittelläden. Die Kaufleute sehen sich gezwungen, jedem Kunden nur wenige Pfund der gesuchtesten Waren, Mehl, Zucker, Brot, Konserven zu verabfolgen.

Wie einsam ist es jetzt draußen auf dem Lande geworden. Die Gasthäuser, die Fremdenpensionen sind schon ganz leer, keine Spaziergänger, keine Wagen mit Ausflüglern sind mehr zu sehen. Nur die Lichter in den zerstreuten Häusern zeigen des Abends, daß noch Leben hier draußen ist. Zu dieser Stille von Menschen gesellt sich eine tiefe,

unendliche Stille der Natur. Kein Wind regt sich. Der Mond scheint über dem dunklen, spiegelklaren See. Wir sitzen an der Kaimauer und atmen diesen tiefen, unendlichen Frieden mit leisem Schauer. Die Gespräche sind verstummt. Jeder denkt hinaus in die Zeit, denkt sich den Krieg aus, der der europäischen Menschheit in jahrzehntelangem Frieden fast schon sagenhaft fern, unbegreiflich geworden ist. Jeder versteht, wie er so hinausdenkt, plötzlich frühere Zeiten mit ihrer Unsicherheit, ihren Nöten und Angsten, ihrer Grausamkeit — die ihm bisher Buch nur und Geschichte waren. Alles ist bis zum Grunde verwandelt und verändert. Aber unveränderlich leuchten über uns und den stillen Baumwipfeln der Seeterrasse die Sterne, milde steht mit seinem wandelnden friedvollen Lichte der Mond über dem Wasser. Das Licht der Gartenfenster ist still wie er. Da klingt ganz fern, dünn und doch wie von einer großen Menge gesungen, von der Stadt herüber: „Deutschland, Deutschland über alles . . .“ Da gleitet drüben ein erleuchtetes Motorboot, das die Ufer beobachtet oder eingezogene Mannschaften fährt, schwarz durch den Lichtspiegel des Mondes.

Am nächsten Tage kommt die Mobilmachung. Ein Wagen fährt durch die staubigen Straßen der Stadt; ein Menschenschwarm folgt ihm. Sobald der Wagen hält, umdrängen ihn die Leute. Ein Stadtdiener bläst ein Achtungssignal. Dann erhebt sich ein Herr im Wagen und verliest immer wieder den Mobilmachungsbefehl. Hurrarufe, hier stark und laut, dort beklommen, dort wieder hell von Kindern gerufen, die kaum ahnen, um was es sich handelt, ertönen nach jedem Verlesen.

Eine neue Zeitrechnung beginnt. Der erste Mobilmachungs-

tag ist ihr Anfang. Von ihm ab zählt jeder; er wird zum Kalender, er bestimmt jedem den Tag, an dem seine Arbeit für den Krieg beginnt. Monats- und Wochentage sind bedeutungslos geworden neben diesem ersten, zweiten, dritten und so fort bis zum zwanzigsten Mobilmachungstag.

Noch verkehren die Züge nach dem gewöhnlichen Fahrplan. Aber schon sind auf den Strecken, die Schweizer Gebiet berühren, wichtige Fahrplanänderungen eingetreten. Die strategischen Bahnen, die im Frieden wenig befahren und wenig benutzt, als kleine Nebenbahnen durch entlegene Wiesentäler ziehen, nehmen den ganzen Verkehr der Reservistentransporte, der ersten zur feindlichen Grenze vorgeschobenen Truppen, auf und sind auf einmal belebt wie Hauptstrecken.

Die Züge, die man sonst gleichgültig durchs Land rasen sieht, scheinen auf einmal in ihrem ehernen Rollen etwas ganz anderes geworden zu sein: die Verkörperung eines entschlossenen Willens, Gedanke, Tat, Vorbereitung, Schaffen am Werk. Sie sind beseelt. Jetzt kommt es ihnen, den immer so pünktlichen, wirklich auf jede Minute an. Ihre Aufgabe ist es, eine ungeheure große Ordnung, eine Verteilung der Menschen nach einem lange vorbereiteten Plan, eine Aufstellung von Heeren, ein Heranschaffen wichtigsten Materials in kürzester Zeit zu bewerkstelligen. Sie sind Waffe geworden. Überall an den eisernen Gleiswegen stehen Krieger, die sie bewachen, zwischen denen sie sicher hin- und herrollen, ihre gewaltige, auf Tage und Wochen vorbestimmte Arbeit zu tun. —

Der Zug, der mich am 2. August an den Ort meiner Mobilmachungsbestimmung trug, nahm über den Schwarzwald, das schöne, süddeutsche Waldgebirge, seinen Weg. Er raste

durch den Hegau, dessen Kuppen mit ihren Mauerresten trotzig und aufrecht stehen, Zeitalter anderen Krieges verkörpernd, als der ist, der sich zu ihren Füßen in den schnellen Zügen vorbereitet. Dann stieg der Zug die flache Ebene der Bar hinauf auf den Schwarzwald, um in rascher Fahrt, durch Tunnel, über Viadukte und hart an steilen Abhängen hin die schönen romantischen Waldtäler zu durchfliegen, in deren kühlen Schatten sonst manche frohe Wanderfahrt hineinführt, die manches Lied junger Gesellen durchschallt. Immer blieb das Bild des Krieges uns zur Seite: jeder Tunnel, jede Brücke, jeder Bahnhof war bewacht, an jeder Station stiegen Einberufene ein, sah man ernste, schwermütige Abschiedsszenen und das weinende Winken der Zurückgebliebenen. Je mehr der Zug sich, Offenburg zu, der Rheinebene näherte, um so kriegerischer wurde das Bild. Schon wurden die Züge nach Spionen untersucht, und alle Reisenden mußten sich durch Papiere ausweisen. Da und dort wurden aus der Schweiz heimkehrende Russen verhaftet, gefesselte Spione oder Leute abgeführt, die an der Bahn Sprengungen versucht hatten. Die Verspätungen des Zuges nahmen zu.

Und nun tauchte aus allen Gesprächen, allen mündlichen Nachrichten immer mehr ein Gespenst auf, das wir auch in langen Friedenszeiten nicht mehr in seiner verzerrten Großartigkeit und Fruchtbarkeit gekannt hatten und das jetzt für ein paar Wochen die Herrschaft in den Köpfen der Menschen antrat: das Gerücht. Den Boden, den ihm eine öffentlich lebende Zeit mit Telegraphen, Zeitungen, mit Weltverkehr und allgemeiner Schulbildung lange entzogen hatte, den eroberte es in Stunden zurück. Denn nun war diese Öffentlichkeit ausgelöscht, und die Geheimhaltung war

an ihre Stelle getreten. Der Nachrichtendienst zwischen den feindlichen Ländern hatte aufgehört. Vermutungen, Meinungen, Halbgehörtes mußten für die fehlenden tatsächlichen Nachrichten eintreten und wurden als Wirklichkeit genommen, so abenteuerlich alles auch klang. Noch war kein Nachrichtendienst auf der neuen veränderten Grundlage des Krieges geschaffen, noch waren die Menschen nicht geschult, Mögliches und Unmögliches, Bestätigtes und Unbestätigtes, Wahres und Falsches zu scheiden. Da hatten die französischen Parlamente plötzlich Neutralität erklärt, ein französischer Arzt hatte die Brunnen von Metz mit Cholerabazillen vergiftet, die Kaiserin von Rußland war ermordet, in Paris eine Revolution angezettelt worden. Überall waren Spione oder Leute mit Sprengstoffen, ja halbwüchsige Burschen erschossen worden, die angeblich einen Posten angegriffen hatten. Und die Beglaubigung jeder der Erzählungen war, daß man es von jemand gehört, der es von dem gehört hatte, der dabei gewesen war; alle Zwischenglieder ließ man als unwichtig weg. Wohl seit sehr langer Zeit ist in Deutschland nichts so Phantastisches geglaubt worden wie in den Tagen der Mobilmachung. Eine zeugende und eine aufnehmende Phantasie war plötzlich lebendig geworden wie in den großen Zeiten der Dichtung, in denen aus Gerüchten, ausschmückenden und vergrößernden Erzählungen, aus Lügen und mißverstandenen Geschehnissen der spielende Weltsinn der Menschen die ewigen Dichterstoffe schuf und aus dem Chaos hob; die Stoffe, die durch Jahrtausende die Herzen bewegen sollten, die Glauben und Willen der Menschheit in sich aufnahmen. Freilich verrieten diese jetzt entstandenen Gerüchte fast alle durch einen nüchternen Zug, daß sie eigentlich einem unphantastischen, ganz öffentlichen

Zeitalter, einer Epoche der Zeitung entstammten. Sie hatten nicht die Gewalt und Größe, die das Gerücht in Zeiten erreichen konnte, in denen die Verbindung zwischen den Menschen durch den Raum so langsam war, daß die Wahrheit über Fernes immer unerreichbar blieb. Und doch war es ein Erlebnis, daß wir einmal das Gerücht, die Shakespearesche, mit roten Zungen bemalte, schrecklich-lustige Narrengestalt, die Menschen zum besten hat, sie foppt und neckt, ihnen trügerische Hoffnungen wie unnötige Angste erweckt, sie an Abgründe lockt und sie mit einer Welt von Eingebildetem umgibt, einmal mitten unter uns sahen und die Unsicherheit fühlen lernten, den schwanken Grund, auf den sie die menschlichen Dinge aus der Geordnetheit modernen Lebens hinausführt. Jeder wußte etwas, das hinter dem unsichtbaren und ungreifbaren Netz der Verbreitung von Mund zu Mund unauffindbar verborgen lag; und jeder glaubte, glaubte trotz aller verständigen Zweifel, aus dem einfachen Gefühl, daß doch aus nichts nicht einmal ein Gerücht entstehen könne, daß irgendein Wahres hinter all diesen Worten sein müsse, ein Unbekanntes, vielleicht anderes, von dem man aber doch in den Worten einen Schatten hielt.

Aus diesem Glauben an die Gerüchte ergab sich ein hastiges, unklares Tun. Überall witterte das Volk Spione oder Brunnenvergifter wie im Mittelalter. Die zwei eindrucksvollsten Prozesse der letzten Zeit, der Mörder Hopf, der seinen Frauen Bazillen eingab, und der Hauptmann von Köpenick, spukten in den Köpfen nach. So glaubte man überall eingeschlichenen Franzosen oder Russen auf der Spur zu sein und hielt jeden deutschen Offizier in Uniform für einen verkleideten Spion. Kraftwagen mit Offizieren wurden

angehalten, und, hielten sie nicht, schlugen die Posten auf sie an. Mitten im Lande fielen selbst Menschenleben dieser aus dem Gerücht geborenen Spionenfurcht zum Opfer, zahlloser Verhaftungen und Mißhandlungen durch erregte Bauern nicht zu gedenken. Deutsche Luftschiffe wurden beschossen. In jedem Tücherwinken sahen ängstliche Gemüter verabredete Zeichen. Die Aufregung, die der Krieg ins Land gebracht hatte, steigerte sich täglich durch die Gerüchte, und bei den Behörden liefen fortwährend die abenteuerlichsten Anzeigen ein, in denen vielfach angeblich als Frauen verkleidete Männer gemeldet wurden.

Wie hart stand die nackte Wirklichkeit der großen Organisation der Mobilmachung gegen die wolkige Verschwommenheit der Gerüchte, die wie wehende Nebel über Deutschland hinzogen, bis sie endlich ein Wind fortfegte und neue Klarheit brachte, in der alle Fernen wieder deutlich sichtbar wurden.

Neben die plötzlich erwachte Einheit des Volksgefühls, die in der Aufregung der aufgelösten Zeit wie mit einem Schlage neu geboren wird, tritt in der Mobilmachung die Verwandlung des ganzen Volkes in einen einheitlich und planvoll zusammenarbeitenden Organismus; einen Organismus, an dem alle beteiligt sind, nicht etwa nur die Truppen und militärischen Behörden. Auch alle staatlichen und gemeindlichen Ämter, Einrichtungen, Bahn, Post und Verwaltung, die meisten lebensnotwendigen Werkstätten, Handlungen, ja schließlich jeder einzelne ist ein Teil in diesem Räderwerk, das in Tagen eine gewaltige Schutz- und Trutzrüstung um den Volkskörper schafft. Dies Räderwerk arbeitet im ganzen Lande wie im tiefsten Frieden. Vielleicht hat es nahe den Grenzen schon seit einiger Zeit unsichtbar und unhörbar

sich zu bewegen begonnen und damit die Möglichkeit geschaffen, daß es im Innern des Landes die Mobilmachung so ungestört und planvoll zustande bringen kann.

In den Grenzgarnisonen treffen seit Tagen Züge mit Reservisten ein, damit die dort stehenden Truppenteile auf Kriegsstärke gebracht sind, ehe ein Feind den Grenzen naht. Andere Züge holen aus gefährdeten Plätzen und Festungen gleichzeitig die Familien der Offiziere und Soldaten ab. Schweigend hat sich das vollzogen, nichts stand davon in den Zeitungen, aber alle ahnten, fühlten, wußten es. Dann erst kam die allgemein befohlene Mobilmachung.

Ein versiegeltes Paket liegt auf der Bahndirektion. Vergilbt ist das Kuvert, das im Frieden niemand beachtet hat. Jetzt wird es erbrochen — und in zwei Tagen fahren alle Züge mit einem ganz veränderten Fahrplan. Harte Arbeit beginnt für die Eisenbahner; sie müssen ihr ganzes Denken zusammennehmen, um jetzt nicht zu irren. Denn der neue Fahrplan ist gegen den alten sehr viel mehr verändert, als es etwa der Wechsel zwischen Sommer- und Winterfahrplan bedingt. Vom dritten Mobilmachungstage ab sind die privaten Reisenden ganz ausgeschaltet; die Bahn dient nur noch den zu ihren Truppenteilen eilenden Offizieren und Mannschaften des Beurlaubtenstandes und zum Kriegsmaterialtransport. Bald ändert sich der Fahrplan weiter, und die zahl- und endlosen, gleichmäßig rollenden Truppentransporte bestimmen ihn. Mit welcher Pünktlichkeit und Genauigkeit hat sich diese Verwandlung des ganzen Betriebes unserer Eisenbahnen vollzogen. Nirgend war Unruhe, kein Unfall ereignete sich. Als wäre die neue Fahrordnung der Eisenbahnen längst geübt und selbstverständlich geworden, so ruhig, gleichmäßig und ohne Störung vollzog

sich die Wandlung. Und doch war bei dieser Mobilmachung eine besondere Erschwerung, daß sie in die Ferien fiel und daß die Eisenbahn in wenigen Tagen erst den normalen Friedenszustand der Menschenverteilung über das Land vollziehen mußte, ehe sie den Kriegszustand vorbereiten konnte. Verspätungen ergaben sich freilich in den ersten Tagen: noch standen Züge in den Einfahrtsgeleisen, wenn längst die Zeit verstrichen war, in der die nächsten Züge einfahren sollten. Und doch: sicherer als im Frieden arbeitete das riesige Räderwerk unter der erregten und hochgespannten Aufmerksamkeit der Beamten, die in diesen Tagen kaum zum Schlaf und Ausruhen Zeit fanden und mit unerhörter Energie arbeiten mußten. —

Die eigentlichen militärischen Behörden, in deren Hand die Ausführung der Mobilmachung liegt, sind die Bezirkskommandos: die meisten zwei Offiziere, etwa zehn Unteroffiziere und Mannschaften, Schreiber und Ordonnanzen stark. Ein oder mehrere Meldeämter sind ihnen unterstellt und unterstützen sie in ihrer großen, still im Schreibzimmer zu verrichtenden Aufgabe für das Heer. Sie sind gewissermaßen die Organe, mit denen das Heer im Volke wurzelt, durch die es Verbindung mit seinen entlassenen Mannschaften hält und durch die ihm der Nachwuchs, neue Menschen, neue Kraft zugeführt wird. Die ganze Arbeit der Bezirkskommandos ist schon im Frieden nur auf dies eine Ziel gerichtet, die Mobilmachung. Sie bereiten schon im Frieden alles vor. Sie verteilen im Einverständnis mit den Truppenkommandos die Offiziere des Beurlaubtenstandes auf die Regimenter und versehen alle Offiziere, die in ihrem Bezirk wohnen, mit einer genauen Kriegsbeorderung. Sie stellen die Bereitwilligkeit der verabschiedeten

Offiziere fest, im Kriege nach ihrer Gesundheit und ihren Kräften wieder Dienst zu tun, diese oder jene Stelle zu übernehmen. Sie führen in riesigen Listen über alle Mannschaften des Beurlaubtenstandes, d. h. also über das ganze waffenfähige Volk, soweit es nicht schon unter den Fahnen steht, Buch und kontrollieren zusammen mit den bürgerlichen Verwaltungsbehörden die zum Waffendienst heranwachsende junge Mannschaft, die sie für das Heer ausheben, sobald sie das zwanzigste Jahr erreicht. —

Die Mobilmachung ist die große Probe auf die stille, im Frieden wenig beachtete Tätigkeit der Bezirkskommandos. Wie lebendig wird es in ihren schlichten Geschäftszimmern, wenn die drohende Kriegsgefahr aufsteigt. Und doch ist da keine Unruhe, kein Hasten, sondern nur ein vorher bestimmtes, klares Handeln. Ein Kalender wird aus dem Schrank genommen, der, jedes Jahr zeitgemäß geändert und erweitert, die Geschäfte etwa der ersten drei Mobilmachungswochen nach Tag und oft nach Stunden vorschreibt. Er scheint lauter Einzelheiten zu verzeichnen, ein Kommen und Gehen von Truppen- und Wagentransporten, Übergabe von Waffen und Gerät, von Feldküchen und Kolonnenfahrzeugen an Truppenteile, Aushebung von Pferden und vieles andere. Aber alles, was hier Einzelheit scheint, ist Glied des Ganzen; und jede Notiz in dem Mobilmachungskalender entspricht vielen Vermerken in anderen solchen Kalendern bei den Zivilbehörden, bei den Regimentern und Bataillonen.

Aufgeschlagen liegt der Kalender vor dem Kommandeur oder dem Adjutanten, der eben ein erledigtes Geschäft der Übersichtlichkeit halber mit geradem Strich durchstreicht, als plötzlich vor dem Parterrefenster eine Autokolonne an-

rollt, deren Führer, noch in Zivil, gleich darauf ins Geschäftszimmer tritt. Ein Blick auf die Uhr und dann in den Kalender: „2^{15} fahren sechs Lastautos vor und werden nach Frankfurt weitergeschickt. Die Anweisung für den Transportführer liegt im eisernen Schrank." Die Uhr zeigt ein Viertel nach zwei. In fünf Minuten rollt die Kolonne nach Abfertigung weiter, um ebenso pünktlich an ihrem Bestimmungsort einzutreffen, wo sie auch schon nach einer solchen Kalendernotiz erwartet wird. — Ein Waffen- und Munitionstransport soll zu einer bestimmten Stunde am Bahnhof in Empfang genommen werden. Der übergebende Offizier des Bezirkskommandos und der des empfangenden Truppenteils fahren im Auto zum Güterbahnhof, Hilfsmannschaften stehen schon bereit, ebenso große Möbelwagen, die vielleicht vor Jahren schon zu diesem Zweck vertraglich verpflichtet wurden. Jetzt hat ihr Besitzer in einem auch schon vor Jahren adressierten und bereitgelegten, vergilbten Umschlag nochmalige Benachrichtigung erhalten. Die Güterwagen mit der Sendung des Artilleriedepots sind gleichzeitig eingelaufen. In einer Stunde ist das Geschäft erledigt und kann im Kalender gestrichen werden.

Das sind ein paar Beispiele des Ineinandergreifens aller Behörden. Die wichtigste Aufgabe des Bezirkskommandos aber ist die Kriegsstarkmachung der vorhandenen und die Aufstellung der vielen neuen Truppenteile, der Reserve-, Landwehr-, Landsturm-Bataillone. Es beruft die Offiziere und Mannschaften ein, schafft ihre Bekleidung und Ausrüstung heran, weist ihnen Quartiere zu, hält die Gelder für sie bereit und läßt sie erst aus seiner Hand, wenn es sie fertig und selbständig hingestellt hat, daß sie sich den größeren Truppenverbänden eingliedern können. Entspre-

chend arbeiten die höheren militärischen Kommandostellen, denen die Bezirkskommandos mit Hilfe der Meldeämter die wichtigsten Unterlagen liefern, alsdann die Zivilbehörden und die Truppenteile selbst. So entsteht das Heer in der Kriegsformation, die bereitgelegte scharfe Waffe, die nun von dem führenden Geist des Generalstabes ergriffen werden kann. Jetzt rollen die Züge mit den fertig aufgestellten und bewaffneten Regimentern der Grenze zu — nach den Plänen des strategischen Aufmarsches, der bald nach der ausgesprochenen Mobilmachung beginnt. Das ist das eindrücklichste, sichtbarste Bild, das das Volk von der Mobilmachung empfängt. Die auf den großen Strecken in Abständen von kaum zehn Minuten einander folgenden, mit grünem Laub und siegeszuversichtlichen Inschriften bedeckten Truppenzüge, die mit einer Geschwindigkeit von etwa 45 Stundenkilometern weit durch das Land rollen und rollen, an den Stationen mit Hurrarufen begrüßt, dem sie mit Winken und Gesang antworten.

Im Innern der Wagen unterhalten sich die Leute, singen, schlafen auch wohl. Aber auf den freien Wagengestellen, auf die die Kriegsfahrzeuge gebunden sind, die Kanonen und Protzen, die Munitions- und Proviantwagen, die Feldküchen und Maschinengewehre, da liegt, in wollene Decken eingehüllt, an die ruhenden Räder geschmiegt und offenen Auges neben den Achsen, Speichen und der Deichsel zum sternenklaren, kühlen Nachthimmel emporstarrend manch träumender Mann wach: an die Lieben zu Hause denkt er, an seine Heimat, sein Amt oder Geschäft. Unter dem ruhend mit ihm ziehenden ewigen Gewölbe des Weltalls, in dessen dunkler, lichterbesetzter Kuppel alle irdische Bewegung klein und nichtig ist, rollt er durch sein Vaterland. Einmal stei-

gen vorüberziehende Wipfelmassen neben ihm in die Sterne auf; dann dunkle Häuser, Berge; Bahnlichter fliegen neben seinen Augen vorbei, daß die Schatten der großen, festgebundenen Räder über ihn hingleiten; eine Kirchturmglocke schlägt, eine Schieferspitze ragt auf, während er weiterrollt. Das helle Dach einer durchflogenen Bahnhofshalle ist Augenblicke über ihm, dann schluckt ihn die Schwärze eines Tunnels, dessen gemauertes, nasses Gewölbe das matte, gleitende Licht des fahrenden Zuges zurückwirft. Und wieder liegt er unter dem Firmament, wieder überschauert ihn die klare Kühle der Nacht mit erhabenen Gefühlen, bis sich seine Lider schließen, oder das halblaute Wort des neben ihm liegenden Gefährten ihn für Minuten aus seinen Träumen weckt. —

Ein Trappeln ist in den Straßen. Endlose Züge nackter Pferde, an Halftern und Trensen, einige mit Decken umschnallt, auf denen Landleute, Kutscher, Fuhrknechte sitzen, werden durch die Stadt auf eine Vorstadtwiese getrieben zur Aushebung. Die Menschen sehen ihnen nach wie treuen Gefährten. — Dann ein schurrendes Gehen: ein Trupp älterer Landwehrleute, in vielerlei Zivilkleidung, wandert zur Kaserne. —

Weit liegt die Mondnacht über einer schlafenden Stadt. Da kommt fern in der Luft ein Schwirren und Surren, wächst und weckt die Schläfer. An längst dunklen Fenstern werden spähende Menschen sichtbar. Hoch neben dem Mond fährt ein Zeppelinluftschiff vorüber, ruhig und sicher. Seine Gestalt zieht graudunkel im Nachtblau dahin. Wieder ist es still über der ruhenden Stadt. — Der Steuermann des Luftschiffes sieht achtlos neben seiner abgeblendeten Lampe auf den lichterlosen Steinhaufen herab und verfolgt gleich

wieder den mattschimmernden metallenen Flußlauf, an dem er sich orientiert, mit aufmerksamem Auge.
Eine Autokolonne rast durchs Land. Immer wieder muß der Führer die Fahrt verlangsamen und sich vor den vielen Posten an Brücken und Bahnübergängen legitimieren. Er ist unwirsch und schilt laut über die Aufenthalte, die der Schutz der Straße im Lande für ihn mit sich bringt. —
Es ist heller Vormittag. In der alten Stadt läuten die Glocken, wehen Fahnen und Taschentücher, sehen Menschen mit tränenden Augen aus allen Fenstern, drängen sich die Bewohner auf den Straßen. Das Bataillon, mit dem die Bevölkerung durch Jahre verwachsen ist, so sehr es auch in seinen Angehörigen wechselt, bei dem der einen Sohn oder einen Bruder, die Mädchen ihre Geliebten, die Frauen ihre Männer haben, zieht blumengeschmückt aus. Noch einmal, am Marktplatz, macht es halt. Zwischen den Linden an der Kirche ist ein Altar gebaut. In großem offenem Viereck stehen die Soldaten, dahinter das Volk, ältere Männer, Frauen, Mädchen, Kinder. Abschiedsworte, eine Predigt, ein Gebet hallen über den Platz. Die alte, geistliche Schwertweise von der festen Burg, die unser Gott den Menschen ist, ertönt. Alles Große, das je aus deutschem Geiste, deutscher Kraft geboren wurde, segnet die Truppen, die nun fröhlich winkend hinausziehen, während die Zurückgebliebenen traurig und ernst in der vereinsamten, plötzlich still gewordenen Stadt wieder an ihr Tagewerk gehen, das nun auch dem Kriege dient. Jetzt ist es mit allem Willen und jedem Gedanken dabei.
Als die Nacht eingebrochen ist, die sonst still und voll Schlaf über der Stadt liegt, bleibt manche Werkstatt wach. In den Fabriken, die Kriegsmaterial liefern, leuchten auch

nachts die Schmiedefeuer durch die großen Scheiben, ertönen Hammerschläge und das Schwirren der Treibriemen. — In dem stilleren Teile der Stadt, wo sonst im Dunkel nur das leise Rauschen des gestauten Flüßchens zu hören ist, geht wie ein Uhrwerk ein metallenes Klirren durch alle Stunden des Schlafes. Eine große mechanische Mühle mahlt das Korn, mahlt und mahlt, damit draußen das Heer und die vielen zu Hause Brot haben. Ganz gleichmäßig klirrt es, klirrt es, klirrt es in dem großen Gebäude, bis das Klirren der metallenen Räder von den Stimmen des erwachenden Tages übertönt wird. Schwere Lastwagen holpern über das Pflaster, die neue Säcke voll Korn heranschaffen. —

Auf den Äckern ist Ernte. Alte Männer, Kinder, Frauen und ganz junge Burschen verladen die Garben auf die Leiterwagen, vor denen müde alte Gäule in den Geschirren stehen. — Wer von den Städtern hat sonst an die Ernte gedacht? Jetzt, wo der Krieg in die Zeit einbrach, ist alles zurückverwandelt in älteste Menschheitstage. Jeder fühlt das Ewige, das Allgemeine, das Notwendige: Nahrung schaffen und Waffen schmieden. Jetzt muß unserem Boden alles abgerungen werden, auch das, was wir sonst aus dem Auslande bezogen. Und jeder hilft, jeder sucht irgendwie dem Ganzen zu dienen. Auch die Ernte der Schwachen, bei der die rüstigen Männer fehlen, ist ein Bild der Mobilmachung. —

Überall wirkt sie: die älteren Leute, die sich schon ins Altenteil zur Ruhe gesetzt hatten, kehren an ihren Beruf, ihre Arbeit zurück, damit die jüngeren, denen sie schon das Amt, die Werkstatt, den Handel übergeben hatten, frei werden. Sie treten aus dem Altersfrieden wieder in den unruhigen

Tag, um ihr Teil an der großen Aufgabe, die dem Volke erwuchs, zu leisten. Und früher als sonst sind die Jungen zur Arbeit da, rascher reif geworden als je in harmlos friedlicher Zeit.

Aus den nun ruhenden Gewerken des Friedens gehen die arbeitslos Gewordenen zu den immer lebensnotwendigen oder den vom Kriege bedingten über, um die vielen Lücken zu füllen, die durch die Einziehung der anderen entstanden sind. Die Bauten liegen still. Aber die Zimmerleute und Maurer, die nicht Soldaten sind, suchen ein anderes Brot und dienen, vielleicht ohne es selbst zu wissen, indem sie es finden, dem Ganzen, mögen sie Bahnarbeiter werden oder Bauernknechte.

Nach den Wochen der Mobilmachung, wenn die vielen, vielen Militärzüge verrollt sind und nur noch ab und zu einzelne Truppen-, Munition-, Gerät- und Proviantransporte nachfolgen, wird es wieder still im Lande, vielleicht stiller als je zuvor. Vereinfacht, ärmer und enger geworden, beginnt wieder das Leben, wie es vor dem Kriege war: die Bahnen dienen, mit verringerter Zugzahl zwar, doch durchaus ausreichend, wieder dem bürgerlichen Verkehr, die Post wird langsamer, aber wieder regelmäßiger bestellt. In den Schulen wird wie sonst gelernt. Nach Möglichkeit werden auch die Fabrikbetriebe fortgeführt, die nicht unmittelbar dem Kriege dienen. Selbst von den Theatern eröffnen einige ihre Pforten. An schönen Sonntagen beleben wieder Spaziergänger die Promenaden und Ausflugswege um die Städte. Nur hat es, gegen die Friedenszeit, den Anschein, als lebe hier ein besonders ernstes, stilles Volk, dessen Vergnügungen nicht laut sind, dessen Fröhlichkeit ruhig, gelassen, gedämpft ist, dessen Gedanken im-

mer mit tiefen Dingen beschäftigt sind. Sonst ist es überall wie im Frieden. Auch das Gerücht, das in der Mobilmachung die Welt unruhig machte und erschreckte, ist verschwunden.

Wenn man jetzt an die Mobilmachungszeit zurückdenkt, wird man plötzlich eines geistigen, entkörperten Eindrucks inne, eines seltsamen Verwobenseins von Zwang, Unterordnung und wieder freiestem Willen in ihr. Der Zwang, der militärische Befehl, die Einordnung jedes einzelnen als dienendes Glied in das Ganze ist das Vorherrschende, dann erkennt man an dem freiwilligen Sichmelden der vielen Nichtdienstpflichtigen, das man erlebte, an dem An-den-Feind-Drängen der Truppen, daß dieser Zwang nur eine sichtbare Verkörperung des freien Willens aller ist, der seinerseits vielleicht wieder aus dem großen Schicksalszwang der Selbstverteidigung des Volkes entsprungen sein mag. Von diesem Zusammenspielen freien Willens und allgemeinen Zwanges sind all die tausend Bilder bedingt, die wir sahen.

An der Südgrenze des Reiches

Seit dem aufregenden Tage, an dem die Mobilmachung befohlen wurde, und den ihm unmittelbar vorangehenden der wachsenden Zuspitzung aller europäischen Verhältnisse war ich bis zum Sommer 1915 nicht am Bodensee. Im Juli des zweiten Kriegsjahres, fast genau zwölf Monate nach dem Beginn des großen Völkerringens, führte mich eine Urlaubsreise wieder an die schöne Südgrenze des Reiches. —

An die Stelle der angespannten, aufgeregten und überarbeiteten Tätigkeit aller, die damals den sicheren Vollzug der raschen Wehrhaftmachung des Landes bewerkstelligte, die mir die Fahrt am ersten Mobilmachungstage von Konstanz an den Ort meiner Mobilmachungsbestimmung zu einem der größten Lebenseindrücke machte, war jetzt ein ruhiges, an den Krieg gewöhntes Arbeiten getreten. Selbst auf den Bahnhöfen in der breiten Rheinebene, auf welche schon mehrfach Fliegerangriffe stattgefunden hatten, war nichts von Aufregung zu spüren. — Die Züge waren gut besetzt, doch nicht überfüllt. Viele Urlauber, Offiziere und Mannschaften, Sommerreisende, an einzelnen Haltestellen Gefangenenzüge, einmal ein Truppentransport: der Eindruck eines in seinem gleichmäßigen inneren Lebensvorgang vom Krieg wohl beeinflußten, aber nirgends in seiner willensvollen Selbstsicherheit erschütterten Volkes und Landes. Alles arbeitete ruhig und sicher wie im Frieden. — Der Schwarzwaldnachtzug, der mich von Offenburg nach

Konstanz brachte, war leer; in meinem Wagen I. und II. Klasse war niemand außer mir. Ich fuhr zwischen den dunklen Bergen über den schwarzen Tälern, die in tiefer Nachtruhe lagen, einsam hin, meinen Gedanken überlassen, die immer wieder zu der Zeit vor einem Jahre zurückkehrten. Ich sah vor mir wieder die vielen Wachen und Posten an der Bahnstrecke, an Haltestellen, Tunneln, Brücken; die Abschiedsszenen auf allen Stationen, den überfüllten Zug mit den aufgeregten Reisenden, unter denen die tollsten Gerüchte erzählt wurden, den überarbeiteten Bahnbeamten. In Konstanz, wo ich mitternachts eintraf, standen die Hausdiener der Gasthöfe in langer Reihe an der Bahn — wie im Frieden. Die Stadt lag in tiefem Schlafe. Der Gasthofswirt, ein eingezogener Landstürmer, empfing mich in Uniform. Ich befragte ihn über den diesjährigen Fremdenverkehr.

„Sehr wenig," antwortete er betrübt. „Der Paßzwang für den ganzen Obersee und die Schweiz und die sonstige Behinderung des Reisens hierzulande halten die Leute ab. Nur durch den Verwundetenaustausch kommt noch etwas Leben her."

In den folgenden Tagen sah ich mir Stadt und Land, die ich durch jahrzehntelange enge Beziehung kenne, etwas genauer an. Der Wirt hatte recht. Trotz der wunderschönen, sonnigen Sommertage bot der Verkehr überall nur ein Bild wie im Herbst oder Winter. Keine weißen Segelboote oder buntgestrichenen Rudergondeln, keine raschen Kraftyachten tummelten sich wie sonst in der Bucht. Es war, wie ich erfuhr, nur ein bestimmter Teil des Konstanzer Trichters — so heißt das Becken, an dem die Stadt liegt — für den Bootsverkehr freigegeben; dann erst wie-

der der Überlinger See mit einer Grenzlinie etwa von Meersburg zum Eichhorn herüber. — Die Dampfer nach Friedrichshafen, Lindau, Bregenz fuhren fast ganz leer. Nur wenige Reisende standen an Deck, wenn die, viele Hunderte von Personen fassenden, schmucken Schiffe sich schwerfällig aus dem Hafen herausarbeiteten. Die Kraftboote, die sonst den Verkehr zwischen dem badischen und dem Schweizer Ufer vermitteln, waren auf ein paar örtliche Strecken der Stadtseeseite beschränkt. Da und dort stand ein Fischerkahn draußen auf der glänzenden Fläche; an einem Fähnchen in den Reichsfarben kenntlich. So wollte es die Vorschrift für das Befahren der den Gondeln verbotenen Zone. —

Das Leben der Stadt war geschäftig wie im Frieden, wie überall in Deutschland. Daß soviel Arbeitskräfte weniger schafften, war äußerlich nicht zu sehen.

Auf dem Lande war es einsamer als sonst: weniger Wagen, keine Kraftfahrzeuge, leere Felder, auf denen man selten einmal arbeitende Bauern traf. Die Paßgrenze schnitt einige ins Schweizerische vorspringende Gebietsteile am Rhein schon auf deutschem Boden ab, um die Bewachungslinie zu verkürzen. Dort war auch der örtliche Verkehr ziemlich erstorben oder auf das Notwendigste beschränkt.

In den Parks der vornehmen Landhäuser, die sich von der Stadt aus am badischen Ufer hinziehen, lag tiefe Sommerstille, lag über Baumwipfeln, Grasflächen, Blumenbeeten und den kleinen Gondelhäfen mit den festgeschlossenen Booten wie ein lichter Schatten der Frieden, dem sich die durch den fortwährenden Gedanken an den Krieg zermürbte und ermattete Seele für Stunden nicht entziehen konnte.

Dann träumte sie wohl von blumiger Terrasse auf den weiten blauen See hinaus, der unter den Wipfeldächern der Uferplatanen reglos dalag — bis wie ein Schüttern, wie ein innerliches Erdbeben, wie ein Erschrecken und ein plötzliches Verlöschen der Sonne der Gedanke an den Krieg in die friedenvolle stille Landschaft, in die selige Ruhe dieser Zeitabgeschiedenheit hereinbrach, den Himmel verdunkelte, den silbernen Spiegel trüb überhauchte, die lichten Berge dunstig umhüllte und als ein herniederrieselnder Aschenregen sich mit traurigem Schleier über alles legte. Kaum erquickte ein Bad in der reinen, klaren Flut, die tief durchsichtig, sommerlich geschwellt hoch an den sonnigen Parkmauern stand und mit herüberhängenden Efeuranken und Weinlaubzweigen spielte. Grau schaute der Gedanke an den Krieg die Landschaft, in der ein Unwissender, ein dem Lande und der Zeit Fremder vielleicht nichts gesehen hätte als sonnenleuchtenden Frieden und die gewohnte menschliche Arbeit.

Wie waren die Menschen, die ich seit einem Jahr nicht gesehen hatte, ernst geworden — schweigend oder mitteilsam, verändert alle. Jeder hatte Kriegssorgen, von der Teilnahme an den großen Zeitereignissen bis zum bedrückten Gedanken an Angehörige, die im Felde standen, und zu Überlegungen, wie die notwendige Arbeit bewältigen, wie die ausgefallenen Hilfskräfte ersetzen. — Wie waren alle heimatlichen Lebenskreise, die ich berührte, dünner geworden: da und dort fehlte einer — mancher wohl auf immer. Es war, als seien alle Entfernungen von Mensch zu Mensch weiter geworden, als habe sich Einsamkeit wie entrückender Nebel überall zwischen sie gelagert.

Einen stillen sonnigen Vormittag brachte ich auf der Rei-

chenau zu. Von den vielen Hinausgezogenen der Insel erzählte mir die Kellnerin, von den Gefallenen, den Vermißten. Die Sommerblumen blühten dazu, reifend hingen die Trauben in den Weinbergen und die roten Frühäpfel in den Bäumen. Musik drang aus der Kirche. Man feierte den Geburtstag des Großherzogs. Veteranen mit dem eisernen Kreuz von 1870, junge, verwundete Krieger mit dem von 1914, viele viele Frauen — manche in Trauer — entströmten der alten Klosterkirche. Die Dorfkapelle spielte. Ein Hoch auf den Landesfürsten ward ausgebracht. Und in Gesprächen zerstreute sich die Menge wieder über die heimatliche Insel.

Stiller noch als Konstanz war das alte Meersburg, das sonst um diese Zeit als Dampferverbindungspunkt zwischen Ober- und Überlingersee regen Verkehr hat. Der Eindruck dieses Kleinstadtfriedens war um so größer, weil das mächtige Schloß so trotzig-kriegerisch inmitten der engen Berggassen aufragt, weil der neue Bischofspalast (jetzt Taubstummenanstalt) mit seinen, bis zum Felsenrande vorgelagerten, breiten Prunkterrassen der Stadt das bauliche Gepräge, wenn auch ländlich zurückgezogenen, so doch großen fürstlichen Lebens geben. Ich besuche den Weisen vom Glaserhäusle, den alten jungen Fritz Mauthner, mit dem ich vor einem Jahr bei den Klängen des Radetzkymarsches auf der Inselterrasse gesessen und ernst vom kommenden Kriege gesprochen hatte. Seltsam: der graue Philosoph, der liebenswürdig überlegen, mit lächelndem, warmherzigem Spottblick von seiner Uferhöhe aus längst über das ganze Leben mit seinen Freuden und Schmerzen hinsah — er wünschte sich, wieder jung sein und mittun zu können. Auch das ist mir ein unvergeßlicher Eindruck des Krieges. —

Eines Tages war in Konstanz das Bild der Stadt lebendiger als die Zeit vorher. Außer den deutschen, verwundeten oder in der Ausbildung begriffenen Soldaten, zu denen manchmal höchstens noch einige Österreicher kamen, sah man Trupps französischer Sanitätsmannschaften, französische Militärärzte in den Türen der Gasthäuser, vor denen plötzlich Posten standen. Auf den großen, kahlen Höfen der Kaserne, des ehemaligen Petershausener Klosters, standen oder lagerten Gruppen französischer Kriegsgefangener, die schwerverwundet und nicht mehr waffenfähig nun mit den unverwundeten Ärzten und Sanitätsleuten durch die Schweiz die Heimreise antreten sollten. Und gleicherweise wurde aus der Schweiz ein Zug mit deutschen Austauschgefangenen erwartet.

Der Bahnhof war für die Ankömmlinge, die seit langem — manche bald ein Jahr — die deutsche Erde nicht mehr gesehen hatten, festlich geschmückt. Die Musikkapelle des Ersatzbataillons vom Inf. Rgt. 114 war aufgestellt, Hoheiten, der stellvertretende kommandierende General, der Minister aus Karlsruhe, viele Offiziere, viele Damen mit Liebesgaben standen in Gruppen auf dem Bahnsteig, hinter dessen Sperren sich dicht die Bevölkerung drängte. Fahnen wehten im Frühwind.

Da klangen von dem Gleisnetz des Schweizer Bahnhofs die hellen Tuten der Weichensteller. Die Musik setzte ein. Langsam rollte der Zug heran.

Dieser Augenblick, ehe man einen einzelnen Verwundeten sah, als man auf das Kommende, das Übermaß von Gefühlen, das diese schwere klirrende Eisenmaschine heranschleppte, im Bewußtsein hatte, war erschütternd. Ich gestehe, daß ich bei dem ersten Zug schwerverwundeter kriegs-

gefangener Franzosen, armer, jämmerlich zusammengeschossener Gestalten, nicht so ergriffen war wie hier, wo Wagen um Wagen voll deutschen Leides, deutschen Stolzes, deutscher Entsagung und endlich erfüllter deutscher Heimatsehnsucht, die noch nicht als einzelne Menschen unterscheidbar waren — sondern nur dunkles großes Symbol — über eine friedliche Grenze in das Land hereinrollten, das all die Männer, die nun aussteigen würden, mit ihrem Blute verteidigt hatten. Der Blick, der ein wenig unklar und unsicher wurde, umkrampfte den Zug, auf den all die zahllosen Menschen ergriffen hinstarrten, während die Musik „Deutschland, Deutschland über alles!" spielte; man hatte das Gefühl: in einem Rhythmus und Takt mit dem Rollen der Eisenräder.

Der Zug fährt ganz langsam. Alles winkt, grüßt, schwenkt Tücher. Blasse und frische, müde und fröhliche Gesichter werden an den Fenstern erkennbar; hinter anderen Scheiben hochgehängte Liegebahren, von denen sich bleiche, bärtige Köpfe herunterneigen, abgezehrte Hände winken.

Der Zug hält. Und nun eilen die Wartenden, die die Schwere des Augenblicks plötzlich überwunden haben, in die Wagen, treten mit Blumen und dem bunteſten Gemisch von Liebesgaben an die Fenster und Türen, während immer von neuem die Musik vaterländische Weisen spielt. Ein Schweizer Oberst, Schweizer Sanitätsleute steigen aus; der Oberst wird von deutschen Offizieren begrüßt.

Das Schweizer Rote Kreuz hatte den Durchfahrenden ein sehr nützliches Geschenk gemacht: kleine Säcke für Liebesgaben, die sich nun mit Zigarren, Postkarten, Büchern, Schokolade und vielem anderen füllen. Ein Begrüßungstelegramm der Kaiserin wird allen gegeben — und noch

etwas, vielleicht das schönste Begrüßungsgeschenk: eine besonders für die Verwundeten gedruckte Ausgabe der „Konstanzer Zeitung", welche die Begebenheiten des großen Krieges während der letzten Monate, alle unsere Erfolge, die den Gefangenen von den Feinden natürlich verheimlicht worden sind, in gedrängter Übersicht zusammenstellt. — „Wie werdet ihr staunen, wie werdet ihr euch freuen, wenn ihr lest, was unser Heer inzwischen geleistet hat!" — das liegt in dem froh aufstrahlenden Blick der jungen Mädchen, die die Blätter verteilen.

Einige Damen haben einen großen Posten Feldmützen besorgt, dessen Wert als Liebesgabe von manchem Wartenden wohl zuerst skeptisch betrachtet wurde. Der Erfolg gab den Damen recht: die Leute, die zum Teil Zivilmützen oder schlecht gewordene Kopfbedeckungen trugen — sie waren überhaupt zum Teil phantastisch gekleidet, hatten wollene Armeljacken, Blusen oder knopflose Waffenröcke an, von denen sie alle Knöpfe als Erinnerung hatten verschenken müssen — rissen sich um die neuen Feldmützen, von denen gewiß der doppelte Bestand ebenso leicht aufgebraucht worden wäre.

Nachdem die Schwere des ersten Eindrucks — wie alles Große, Erschütternde — ins Gewöhnliche untergegangen war und wir an den meist frohen Gesichtern der armen Heimkehrenden selbst wieder ein leichteres Herz gefunden hatten, waren die Gefühle, welche ein Herumgehen im Zuge und die Gespräche mit einzelnen der Verwundeten erweckten, bald wieder trübe und bedrückend. Dem fehlte ein Arm, dem ein Bein, ein anderer stand in Krücken gehängt auf unfesten Füßen; wie viele lagen und sprachen leise und tonlos von ihren hohen Betten herunter. Und das

ruhige stille, manchmal selbst heitere Heldentum, mit dem die meisten ihr nun schon seit Monaten gewohntes Leidensschicksal ertrugen, legte sich mit fast noch größerer Schwere auf Augen und Herz der Begrüßenden. Dort steht ein armer Blinder am Wagenfenster, die Zivilmütze mit Blumen geschmückt, eine Wolljacke an, in den Händen Postkarten und Zigarren — und erzählt lachend, zwischen zwei ebenfalls fröhlich dreinschauenden Kameraden, die ihn wohl ans Fenster geführt haben, einer Gruppe Draußenstehender vom Krieg und von Frankreich. —

In diesem Kriege, der durch so vieles, was unsere Gegner tun, den Glauben an Menschheit und Menschlichkeit immer wieder aufs schwerste erschüttert, ist eins besonders erfreulich und beglückend: wenn man leise Spuren davon findet, daß auch unter unseren Feinden Menschen sind, Menschen mit liebevollen, warmfühlenden Herzen. Einer der Verwundeten erzählt mir, daß der französische Sanitätsmann, der ihn und einige seiner Kameraden zu pflegen hatte, so um sie bemüht war und so herzlich mit ihnen verkehrte, daß er bald von den anderen Franzosen gemieden wurde. Einige klagen über die Behandlung, die sie erfuhren. Andere sagen, sie sei nicht schlechter gewesen als die der französischen Verwundeten auch. Nur manchmal, in gewissen Zeitabständen, wären ihre Pfleger hart, wortkarg und unfreundlich geworden, aber das hätte sie im Stillen gefreut: denn das war die einzige sichere Nachricht, die sie von neuen Niederlagen der Franzosen und von den Siegen ihrer Brüder erhielten. Dann waren sie glücklich und stolz.

Langsam, langsam geht das Aussteigen und das Ausladen vor sich, lange Zeit dauert es, ehe die Verwundeten in einer blumengeschmückten Halle essen und feierlich begrüßt

werden können. Aber ich glaube, sie drängten nicht. Sie dehnten und genossen diesen köstlichen Augenblick des Wiedersehens mit der Heimat, des ersten Ruhens auf deutschem Boden, des Umgebenseins von Freunden und des durstigen Atmens der reinen freien Luft an der Südgrenze des Vaterlandes.

Zur Literatur

Die Dichtung des Bodensees

Vortrag, gehalten vom Herausgeber für die Gäste vom Züricher Lesezirkel Hottingen im Treppenhaus des neuen Schlosses Meersburg am 10. September 1905.

Meine Damen und Herren! Als Freunde der Dichtung sind Sie gekommen; aus einem an Poesie reichen Lande. Von den Gestaden Ihres schönen Zürichsees spricht die Geschichte deutscher Literatur oft; Erinnerungen aus dem Leben vieler Poeten sind daran gebunden; die beiden größten Dichter der jüngsten Vergangenheit, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, waren Ihre Heimatgenossen. Und Sie sind, mehr als anderswo in Landen deutscher Sprache, von Kindheit an gewohnt, Ihren großen Meistern innige Verehrung darzubringen, sie zu lieben und in lebendiger, fruchtbringender Verbindung mit ihnen zu sein. Das feste Wurzeln der Schweizer Dichter in Heimatboden und Heimatvolk, in der gewaltigen und lieblichen, heroischen und idyllischen Natur der Alpen hat Sie, verehrte Gäste, früh empfinden lassen, daß uns der Dichter eigentlich erst dann ganz gehört, wenn wir die Landschaft seines Lebens kennen und durchwandert haben. So wollen Sie nun die Dichter des Bodensees in ihrem Lande aufsuchen, um das Bild lebendiger zu machen, das Sie von diesen Dichtern in sich tragen. Ein herbstlicher Tag hat Sie herübergeführt. Schon wehen die Blätter im frischen Wind von den Bäumen, daß die Wälder weit und licht werden, schon haben die ersten Nebel wie Hauch über dem Spiegel des Sees gestanden, rings reift fast überreich die Traube, und das zerrissene, schnellwandernde Herbstgewölk läuft mit großen Schattenschritten über die jetzt oft bis in alle

Fernen klare Landschaft. Sie haben recht gehabt, daß Sie für Ihren Besuch die Zeit der sich kürzenden Tage wählten; denn Herbst und Winter mit ihrer Stille und Einsamkeit sind die Zeit der Dichter, die dann in ihren Traum vom Leben hineintauchen, der mit seinem gespiegelten Glück und gespiegelten Schmerz wunderbarer ergreift als das wirkliche Leben; der die Dichter freilich auch dem Tage fremd und einsam macht.

Die ältesten Dichter des Bodensees, von denen ich Ihnen erzählen muß, sprachen und schrieben Latein. Ich meine nicht altrömische Poeten, in deren Versen unser Seegebiet vorkommt, wie etwa Sidonius Apollinaris, der um 400 von dem Einbruch der die Römer hier verdrängenden Alemannen singt:

„Aus den Fluten des Rheins, Alemanne, du trotziger, trankst Du,
stehend auf Römergestad, und warst auf beiden Gefilden
Bürger und Sieger jetzt —"

Ich meine Dichter, die in Klosterzelle und Klostergarten ihre Verse schrieben, fromme und doch sehr weltkundige Mönche, Männer von Humor und wie insbesondere Eckehart I., der Verfasser des „Waltarius", sehr irdischer Kraft und Wildheit. Im Kloster Reichenau und in der, später mächtigsten Abtei dieses Landes, St. Gallen, saßen sie um das neunte und zehnte Jahrhundert. In Reichenau dichtete Walafried Strabo ein Leben des heiligen Gallus, in St. Gallen, außer dem genannten Eckehart, vor allem Notker, und zwar religiöse Sequenzen, Tierfabeln, Schwänke und ein paar frische, unmittelbare Gelegenheitsgedichte. Von Notker wird Ihnen allen ein Vers im Gedächtnis sein, der lateinisch lautet:

„Media in vita in morte sumus."

Dies „mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben," scheint Schiller vorgeschwebt zu haben, als er den Chor der barmherzigen Brüder im „Tell" dichtete.

Einsamer vielleicht als die Mönche in dem lauten lebendigen Getriebe ihrer Schulen, auf Höfen und Schlössern, die von den Uferhöhen herab sich in der grauen Flut spiegelten oder mit ihren Türmen wie raumlose Schattenbilder über die Winternebel aufragten, saßen und dichteten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hier die ritterlichen Minnesänger ihr Lied. Da zogen die Freuden des ganzen Jahres an ihrem Blick vorüber, sie sangen vom Mai, den sie nicht genug preisen konnten, und von der Frau Minne; sie sangen die Reihentänze des Sommers und die herbstliche Jagd mit Falken und Horngetön. Oben im Rheintal saßen Conrad von Altstetten, Heinrich von Hardegge, drüben auf der Mainau saß als Komtur ein ritterlicher Sänger aus dem Geschlecht von Langenstein. Der Kreuzfahrer Friedrich von Hausen, der von Singenberg, Konrad von Landdegge, der Abt von St. Gallen Bechtold von Falkenstein, Jakob von Warte und viele andere, von denen wir oft nur die Namen, oft ein paar belanglose Strophen im Zeitstil, selten einmal, wie bei Burkhart von Hohenvels, starke eigenartige Gedichte kennen, gehören zu den Minnesängern des Bodensees. Burkhard von Hohenvels hatte seinen Sitz dort im Westen, wo der Überlinger See sich zwischen die Waldfelsen von Bodman und Sipplingen streckt. Er war ein leidenschaftlicher, sprachmächtiger Dichter, der die Jagd liebte. So heißt es in einem seiner Lieder, daß „seine Gedanken wie Vögel geschaart und mit gierigem Sinn nach seiner Geliebten auf die Jagefahrt fliegen".

Eine Stelle im „Wilhelm von Oranse" läßt die Ver-

mutung zu, daß auch der große Wolfram den Bodensee einmal berührt hat. Überhaupt kehrt der See oft in den Liedern jener Zeit wieder. Es heißt in einem Minnesang:

„Ich wünsch dir viel Liebes; meh
als Tropfen hat der Bodensee."

In einem andern Liede fragt der Dichter, der sich auf fernem herbstlichen Kriegszuge befindet, wie es wohl jetzt an seinem heimatlichen Bodensee aussehen mag, ob dort auch der Sommer schon vorüber.

Hier in Meersburg, im alten Schlosse, dessen gewaltigste Quadermauern — die des dicken umbauten Mittelturmes — noch aus Karl Martells Zeiten stammen sollen, hat der junge Konradin von Schwaben die letzte Rast in Deutschland gehalten, ehe er seine Fahrt nach Italien antrat. Hier oder in der Burg zu Arbon über dem See mag er die jugendlich schöne, in ihrer Reinheit ergreifende Strophe gedichtet haben:

„Wenn ich mich von der Liebsten scheide,
so ist es um meine Freude getan,
so stürb' ich wohl von meinem Leide.
Weh', daß ich je mit ihr begann!
Ich weiß nicht. Frau, was Minnedienste sind;
mich läßt die Liebe sehr entgelten,
daß ich an Jahren bin ein Kind."

Zeitlich getrennt von diesen Männern und von der Geschichte nicht zu ihnen gerechnet, ist noch ein später, letzter Minnesänger zu nennen, dessen Leben erst in das vierzehnte Jahrhundert fällt und dessen Ruhm lange vergessen war. Sie werden vielleicht erstaunen, daß ich diesen seltsamen Mann überhaupt zu den Minnesängern zähle, denen er äußerlich in nichts ähnelt, deren Lebensführung ihm fremd ist und

die er als Dichter wohl überragt. Es ist Heinrich von Berg, ein Mönch! den Sie unter seinem Beinamen Amandus Suso kennen. Er ist wohl der innigste, wärmste, lieblichste unter den großen religiösen Dichtern, die wir als die deutschen Mystiker des Mittelalters bezeichnen. Wir haben ein gutes Recht, ihn einen Minnesänger zu heißen. Denn der Minne gilt auch dieses ritterlichen Mönches Gesang, wie der seiner Standesgenossen auf den Burgen ringsum. Aber nicht irdische Liebe erfüllt ihn; er will Gott lieben; die Liebe zum Weltall, zu allen Geschöpfen, zu Himmel und Erde, feiert sein beschwingtes Lied. Mit glühenden Liebesarmen umfaßt dieser Pantheist des Herzens die unendliche Welt, deren dunkle, untrennbare Einheit ihm tiefste, in Schauern erlebte Gewißheit geworden war. Er war ein gewaltiger Dichter, dieser Mönch! Wie Sturm dahinrauschend, wie Gewell brausend ist sein Wort, das die alten mächtigen Kirchengesänge an Erhabenheit erreicht. Ehe er aufstand, um zu predigen, um seine Visionen vor den Scharen der Zuhörer wie gewaltige Bilder aufzustellen, da feuerte er sich selber an: „Suso laß sausen!" Er wird einst gefragt, was sein innerlicher Gedanke wäre, wenn er in der Messe die Worte spräche: „Sursum corda!" (Empor die Herzen!) Er anwortete: „Ich nahm vor meine inneren Augen mich selber, das ich bin mit Leib, Seele und allen meinen Kräften — und stellte um mich alle Kreatur, die Gott je schuf im Himmelreich, im Erdreich und in allen Elementen, ein jegliches sonderlich mit Namen: Vögel der Luft, Tiere des Waldes, Fische des Wassers, Laub und Gras des Erdreichs und das unzählige Gries im Meer; — und dazu all das kleine Gestäube, das in der Sonne Glanz scheinet, alle die Wassertröpflein, die von Tau, von Schnee, von Regen

je fielen, und ich wünschte, daß deren ein jegliches hätte ein süß aufdringendes Saitenspiel — und brächte also aufklingend ein neues, hochgemutes Lob dem geminnten zarten Gott von Ende zu Ende. Und dann in einer begierlichen Weise zerdehnten und zerbreiteten sich die minnereichen Arme der Seele gen der unsäglichen Zahl aller Kreaturen und war meine Meinung, all ihre Herzen zu Gott aufzubieten: Sursum corda! Empor die Herzen!"

Der Raum, in dem wir nachher das Mahl einnehmen werden, der große Saal des Inselhotels, war die Kirche des Dominikanerklosters, in welchem Suso Mönch war. Rechts vom einstigen Chor lag die heimliche Kapelle, in der er seine Visionen erlebte.

Nach der Minnesänger und Susos Zeit vergingen Jahrhunderte, ohne daß die Dichtung an unserem See mehr als flüchtig verweilte. Da und dort findet sich wohl einmal eine Gelegenheitsstrophe, die uns anspricht. Die klassische Epoche, die gerade am Züricher See so reiche Spuren zurückließ, hat dann den See nur mittelbar berührt. Herder dichtet seine „Fremdlinge", Bürger seine berühmte Ballade „Kaiser und Abt", die in St. Gallen spielt, Schiller den „Ritter Toggenburg" aus der Ferne, Goethe macht in seinem Tagebuche dichterisch lebendige Aufzeichnungen über den Rheinfall, der vielleicht am meisten die Dichter der Epoche beschäftigt. Ein seltsamer Mann aus dem Volke schreibt unter dem Namen des „armen Mannes aus dem Toggenburg" sein heute noch fesselndes Lebensbild. Platen hat 1816 auf der Heimreise von „Helvetiens Auen" zwischen Rorschach und Lindau ein paar frische Segelstrophen gedichtet. Um diese Zeit steht ein Mann, der für die Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts bedeut-

sam ist und der auch uns noch manches kluge Wort zu sagen vermag, der berühmte Arzt Mesmer, zum Bodensee in enger Beziehung. In dem Dörfchen Iznang bei Radolfzell wurde er 1734 geboren. Nachdem sein wechselvolles Geschick ihn durch Österreich und Frankreich geführt, kehrte er als Greis nach Konstanz zurück und siedelte dann bald hierher, nach Meersburg, über, wo er in einem nahe gelegenen Hause 1815 gestorben ist.

Sie sehen, daß dies malerische alte Städtchen in der Geschichte des Bodensees nicht unwichtig ist. Meersburg war Bischofssitz; sowohl das alte Schloß, das Hugo von Breitenlandenberg 1508 als Residenz einrichtete, wie der Rokoko-Palast, in dessen Treppenhaus wir uns befinden, sind von den Bischöfen von Konstanz, zuletzt von Dalberg, dem späteren Fürstprimas Deutschlands, bewohnt worden.

Seine eigentliche geistige Blüte hat aber Meersburg erst gehabt, als das alte Schloß in die Hände des hochverdienten Germanisten Joseph von Laßberg kam, als dessen Gäste Uhland, Justinus Kerner, Schwab, Schücking, die Brüder Grimm, namhafte, schon damals berühmte Männer, die Burg besuchten. Das war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Aber die Burg beherbergte um diese Zeit mehrmals und oft für Monate noch einen unberühmten Gast, ein zartes, kränkliches, altes Fräulein, die Schwägerin Laßbergs. Auch sie beschäftigte sich mit Poesie und hatte schon ein kleines anonymes Gedichtbüchlein drucken lassen; man nahm indessen unter ihren Angehörigen ihre Gedichte nicht allzu ernst, und erst allmählich klang von draußen, aus der Weite des deutschen Landes, langsam wachsende Anerkennung herein, wenn schon damals noch kaum jemand

ahnte, daß hier die größte deutsche Dichterin lebte und starb.

Annette von Droste-Hülshoff hat fast ihre besten Schaffensjahre hier zugebracht und ist mit einer Reihe herrlicher landschaftlicher Gedichte die eigentliche Dichterin des Bodensees geworden. Sie hatte in ihrer jungen Zeit die westfälische Natur mit ihrer herben, kräftigen Eigenart wie selbstverständlich in sich aufgenommen. Später trat sie der ganz anderen Bodenseelandschaft gegenüber, die sie sich objektiv aneignen, recht eigentlich erobern mußte. Wir fühlen in ihren Gedichten, wie sich diese Aneignung allmählich vollzieht, wie zuerst noch fremde Elemente, Elemente aus der Heidenatur Westfalens, in die Bodenseegedichte eindringen. Vollendet hat sie eine Spätherbststimmung gegeben:

„Über Gelände, matt gedehnt,
hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt;
müde, müde die Luft am Strande stöhnt,
wie ein Roß, das den schlafenden Reiter trägt.
Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
im öden Turme kein Heimchen schrillt;
nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
in dem zitternden Element."

An ihrem Auge gleiten dann — indes sie fühlt, wie langsam der See die alten Felsen zernagt — die Menschen vorüber: Ritter, Sänger, Pilger, das alte Mütterlein, das spielende Kind — — und vergehen über dem Spiegel des Sees wie Rauch.

Manche Stunde mag sie auch von Altan und Burggarten sehnsüchtig in die Weite ausgeschaut haben. Einmal erwartet sie dort oben ungeduldig den Mondaufgang. Das tiefe Einsinken der Dämmerung, die angstvolle Schwere des Dunkels, das sich breit in dem weiten Wassertale lagert

und mit unsichtbaren Armen alle Dinge umklammert, und das lösende, befreiende Licht, das endlich klar über die Berge steigt, verwandelt sich ihr in große menschliche Vorgänge: in ein Gericht, in die unheimliche Angst eines in seiner Schuld und Pein vor dem, von Volksgemurmel umringten, Tribunale zitternden Herzens; und es ist wie das Erwachen aus quälendem Traumdruck, wenn dann das milde Licht des Mondes die düstere Vision wieder zurückverwandelt in den stillen See und die Alpen.

Bei dem letzten Aufenthalt Annettens auf der Meersburg ward Krankheit mehr und mehr die Genossin der einsamen Dichterin. Sie muß ihre Wege beschränken, und viele Stunden schaut sie still herab auf den See, auf den ihre Phantasie Erinnerungsbilder malt, die im Schauer der Welle wieder zergehen und vergleiten.

Meersburg bewahrt, abgesehen von dem gewiß wohlgemeinten Denkmal, noch zwei wirkliche Erinnerungszeichen an die Dichterin: ihr kleines Rebhäuschen zuhöchst über der Stadt gelegen, das sie sich einst aus dem Erlös ihres Gedichtbuches kaufte, und ihr Grab, das Sie, verehrte Gäste mit einem Kranz schmücken wollen. Auf dem schlichten, schöngemeißelten Stein werden Sie nicht die von der Literaturgeschichte angenommene Form ihres Namens finden, nicht Annette, sondern gut deutsch „Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff" ist dort ihr Name geschrieben.

Wenn wir nun im Geiste die Ufer des Sees umwandern, so treffen wir noch auf manchen Dichterwohnsitz, auf manches Gedicht, das aus der Landschaft oder aus Sage und Geschichte des Bodensees hervorging. Droben im Obersee, in Bregenz, hat Alfred Meißner gewohnt, in Lindau Geibel sein kurzes Eheglück genossen. Der Lindauer

Hermann Lingg hat den Kampf bei der Bregenzer Klause zum Mittelpunkt eines Dramas gemacht, Mörike mit seiner „Idylle vom Bodensee" ein schönes Landschaftsbild der Ufer zwischen Friedrichshafen und Lindau gegeben. Fast alle sagenhaften oder geschichtlichen Stoffe der Seeufer hat Gustav Schwab in Balladen bearbeitet. Die Höhen des Hegaus, das alte Radolfzell und die sonnige Weininsel Reichenau sind durch Scheffels „Ekkehard" das Wanderziel vieler Freunde der Dichtung geworden.

Gutzkow hat das traurige Ende von Huß und Hieronymus in einem Gedichte behandelt, Karl Egon Ebert das schöne Schloß Heiligenberg gefeiert. Dem Bodensee galten ferner manche, uns heute weniger ansprechende Gedichte Wessenbergs, des Konstanzer Bistumverwesers, der um die Kultur am See hochverdient ist.

Auch jetzt wohnen mehrere Dichter an dem Gestade des Sees. Aber von ihnen will ich heute nicht sprechen, dazu ist in hundert Jahren Zeit genug. — Nur einen zeitgenössischen jungen Autor, der nicht einmal zu den Bodensee-Dichtern gehört, lassen Sie mich zitieren: Rainer Maria Rilke. Er hat bei einem flüchtigen Besuche am See im Jahre 1897 mit raschem Blick ein sehr charakteristisches Bild festgehalten. Die große schwarze Stadtsilhouette von Konstanz ist ihm, dem Böhmen, in der Osternacht zu einer grandiosen Huß-Vision geworden:

„Ob sich der alte Zauber schon brach?
Lichter erstehen und sterben im Hafen,
Giebelhäuser sinnen verschlafen
wilden, weiten Zeiten nach.
Etwas weht in dem Dämmer des Orts,
etwas wohnt in den dumpfen Gassen
noch von dem alten Pfaffenhassen

eines erlösenden Flammenworts.
Dunkel stiert ein gieriger Sinn
aus der ewigen Kälte der Säle,
und wie Gewänder der Kardinäle
schleppt der Wind an den Häusern hin.
Heimlich wie leise Knappen der Herr'n
schwinden Schatten in Dämmerflocken ...
Und dann kommt es wie Osterglocken
über den Hafen von fern, von fern."

Dann wächst die Vision:

„Über dem schwarzen Zinnentor
wächst es reckenriesig empor,
wächst in das nächtliche Glockengebraus,
wächst in die dröhnende Nacht hinaus.
Seltsam, ist das der Münsterturm?
Schultern sind das, erstarkt im Sturm.
Ehern, daraufgeschraubt
ruht,
sternumlaubt
herrlich ein Heldenhaupt
mit dem Ketzerhut.
Huß. Wie in der Worteschlacht,
hoch wie einst beim Konzil.
Und er nickt nur sacht
und lacht
über Kaiser- und Pfaffenspiel."

Nachwort

Die Aufsätze, Landschafts- und Geschichtsbilder, die Schilderungen bedeutender Männer, die Stimmungsblätter und Naturskizzen, die den vorliegenden Band bilden, sind in verschiedenen Zeiten entstanden und verteilen sich über eine Reihe von Jahren, von etwa 1900 bis in den Krieg hinein. Ihr Grundstock freilich, im wesentlichen die Aufsätze „Konstanz", „Meersburg", „Untersee", „Überlinger See", „Obersee", „Alpsteingebirge", entstand ziemlich rasch im Zusammenhange und erschien als das erste Wanderbuch des Verfassers in der Sammlung „Städte und Landschaften" unter dem Titel, den jetzt dieser Band der gesammelten Werke trägt: „Der Bodensee". Vieles, was in diesem ersten Buche nur angedeutet war, drängte es später den Verfasser weiter auszuführen, neue reizvolle Aufgaben zur Schilderung fanden sich; jährlicher, oft mehrmonatiger Aufenthalt am See lockte immer von neuem, das Bild der vielfältigen Natur, der reichen, hier zusammengedrängten Kultur im Wechseln und Reifen des Lebensgefühls wie im Sichwandeln der Jahreszeiten darzustellen. So folgten dem ersten Buche eine Reihe von verstreuten Bildern, die weniger systematisch als dessen Abschnitte, da und dort das Anziehende herausgriffen und selbständig abgerundet behandelten. Sie sind in dem zweiten der landschaftlich bestimmten Bücher des Verfassers „Sommertage am Bodensee" gesammelt: „Sommertage", „Judenverfolgungen", „Ballonfahrt", „Salem", „Der Unsterbliche", „Mesmer", „Der

Philosoph vom Glaserhäusle", „Gespräch über Baukunst", „Winterbilder". Dieses zweite Buch ist einem Freunde des Verfassers, dem Maler Emil Feigerl, zugeeignet, mit einem Widmungswort, das, soweit es für die Auffassung aller hier abgedruckten Aufsätze kennzeichnend scheint, mitgeteilt sei: „Ich habe aus einem vielfachen Grunde unter meinen jetzt an die Öffentlichkeit kommenden Arbeiten dies neue Bodenseebuch für Dich ausgesucht. Zwar könnte ich Dir, da Du ja der getreueste, geduldigste Zuschauer meiner Komödien bist, mit ebensoviel Recht ein neues Bühnenwerk zueignen: es würde Dich an gemeinsame Proben und Premieren erinnern, die uns warm gemacht haben. — Vielleicht aber wirst Du bei diesem Buche doch an noch ungetrübtere Augenblicke denken: an manche Radfahrt und Rast, an den Löwen in Überlingen und den Lysengrat, trotzdem sie beide nicht im Buche vorkommen, an den im dritten Kapitel geschilderten Ballonflug und an vieles andere.

Dann hat dieses Buch Beziehung zu Dir, weil zu meiner großen Freude der Bodensee — über dem nach den Versen des dichterischen Neo-Impressionisten Burkard von Hohenfels (dreizehntes Jahrhundert) „die Luft mit Sonnenfeuer getempert und gemischet" ist — Dich künstlerisch vielfältig anregte, wovon ich, wenn wir irgendwo über die Uferhügel wanderten oder an einer bewirteten Bucht es uns wohl sein ließen, viel für mich nahm und lernte.

Du wirst ferner, wenn Du genau liest, finden, daß manche Seite dieses Buches mit dem Maler wetteifert, nicht etwa — ich beachte strengstens Lessings, unsere Gewerke ewig trennendes Laokoon-Verbot — indem versucht würde, Bilder durch Schilderung zu geben, sondern in einer tieferen Beziehung zu Deiner Kunst: indem sinnliche Eindrücke,

Impressionen, wie bei Dir zur Farbe, hier zum suggestiven Wort streben. So daß, wenn es mir gelungen ist, dem Maler nahezukommen, in diesem Buche etwas von Wasser, Luft, Licht, Spiegelung, von Nebel, Wind, Kühle, von Raum und Schatten sichtbar und fühlbar sein müßte. —"

Schließlich folgten bis in die neueste Zeit noch weitere Einzelbilder, die wie „Segeln" und die beiden der Kriegszeit angehörenden Schilderungen „Die Mobilmachung" und „An der Südgrenze des Reiches" in des Verfassers „Reise und Einkehr" stehen oder, wie „Die Stimme des Raums", hier überhaupt zum erstenmal in einem Buch erscheinen. Etwas abseits von den anderen Arbeiten steht ein Vortrag über „Die Dichtung am Bodensee", den der Verfasser für die Gäste vom Zürcher Lesezirkel Hottingen am 10. September 1905 im Treppenhause des neuen Schlosses Meersburg hielt; er umfaßt in kurzer Übersicht rund tausend Jahre des Lebens der Dichtung in Beziehung zum See. —

Diese Bücher und einzelnen Stücke, aus welchen der Band sich zusammensetzt, sind nun nicht nach ihrer Entstehungszeit, nicht nach ihrer früheren Folge in den beiden Büchern angeordnet worden; vielmehr so, daß sie landschaftlich zusammenhängen, wobei sich beide Bücher ineinander schoben und die Einzelaufsätze an ihrer landschaftlich bestimmten Stelle zwischen sich aufnahmen. Lediglich die beiden Bilder aus dem Kriege und der Vortrag blieben als die drei letzten Teile abgesondert.

Die Schilderung behält den Weg des frühesten Buches „Der Bodensee" bei; sie geht von Konstanz, dem tatsächlichen Ausgangspunkt des Verfassers, hinüber nach Meersburg, kehrt zurück bis an den Untersee, streift dann am Überlinger See und in den Obersee hinein — bei beiden weiter ins

Uferland vordringend, als es das erste Buch getan hatte — steigt zum Alpsteingebirge hinauf und umfaßt, wie es in seinem Einleitungskapitel das ganze Bild des Seegebietes aufzurollen versucht, an seinem Ende noch einmal alles aus der Vogelschau, in der „Ballonfahrt". Zwischen den diese geographische Anordnung darstellenden Teilen sind die mit ihnen zusammenhängenden, Kultur und Persönlichkeiten betreffenden, an ihren Platz in der Landschaft gestellt und die nicht notwendig an diese oder jene Stelle gebundenen Stimmungsbilder wie „Sturm", „Segeln", „Nächtliche Gondelfahrt", „Seegefahr" so verstreut, daß sie für den Leser die anderen Teile angenehm unterbrechen.

Ohne Risse und willkürliche Einschnitte, namentlich in einige der Einzelbilder, ließen sich ein paar kleine inhaltliche Wiederholungen nicht vermeiden; sie sind stehen geblieben und wohl entschuldbar. Auch beim Sich-zu-eigen-machen, bei dem geistigen Aufbau eines umfassenden Landschaftsbildes, das in häufiger Wiederkehr, in vielfältigem Wandern, oft und oft alte Wegmarken kreuzend, gewonnen wird, sind Wiederholungen unvermeidlich; ja sie werden zu den festen Haltepunkten des großen Gefüges. —

Inhalt

Einleitung 9
Konstanz 13
Gespräch über Baukunst 27
Mittelalterliche Judenverfolgungen in Konstanz 41
Sommertage 53
Winterbilder 63
Meersburg 77
Mesmer 87
Der Philosoph vom Glaserhäusle 99
Am Untersee 111
Nächtliche Gondelfahrt 123
Spätherbsttage am Überlinger See 127
Der Unsterbliche 147
Sturm 155
Das Kloster Salem 159
In den Obersee 169
Segeln 185
Die Stimme des Raums 193
Im Alpensteingebirge 203
Seegefahr 225
Ballonfahrt über dem Bodensee 233

Anhang

Aus dem Kriege:
Die Mobilmachung 245
An der Südgrenze des Reichs 267
Zur Literatur:
Die Dichtung des Bodensees 279
Nachwort 293

Wilhelm von Scholz
Gesammelte Werke

Von der Gesamtausgabe liegen fertig vor:

I. Teil: Gedichte. Band 1: Der Spiegel. (Alles Lyrische aus den bisherigen Gedichtbüchern und aus dem Manuskript des Verfassers.) Geh. M. 9.—, Halbleinen M. 13.—
Band 2: Die Balladen und Königsmärchen. (Alles Epische, Balladen, Hohenklingen, Firdusi.) Geh. M. 20.—, Halbleinen M. 28.—

II. Teil: Schauspiele. Band 2: Der Gast. Der Jude von Konstanz. Geh. M. 20.—, Halbleinen M. 28.—

III. Teil: Erzählungen. Band 1: Die Unwirklichen, Novellen. Enthält: Fähnrich von Braunau / Der Zweikampf / Eine Wiedergeburt / Nächtliche Flußfahrt / Aus einem alten Kriege / Erinnerung und Wiederkehr / Die Liebe im Traum / Die Beichte / Charlotte Donc / Der Unkenbrenner / Begegnung mit Hebbel / Der Jugendfreund / Der Herr Theaterdirektor / Seelenwanderungskunst. Geh. M. 15.—, Halbleinen M. 22.—

IV. Teil: Vermischte Schriften. Band 1: Der Bodensee.

Vorgesehen sind ferner:

I. Teil: Gedichte. Band 3: Minnesang. (Übersetzungen, dann neu Entstandenes.)

II. Teil: Schauspiele. Band 1: Kleine Schauspiele („Mein Fürst", „Der Besiegte", die Szenen u. dramatischen Prologe aus dem „Spiegel" usw., „Doppelkopf", „Herzwunder", „Huldigung", „Plunder von Jahrmarktsweilern" usw.).
Band 3: Meroë, Vertauschte Seelen.
Band 4: Gefährliche Liebe, Feinde.

III. Teil: Erzählungen. Band 2: („Antwerpener Sage", „Das Inwendige", „Der Kopf am Fenster" usw.)

IV. Teil. Vermischte Schriften. Vier bis fünf Bände. (Landschaft und Reise, Drama und Theater, Dichtung und Schrifttum usw.)

Über die Einzelausgaben von Werken des Dichters wolle man Sonderprospekte verlangen.

Georg Müller Verlag München

Wilhelm von Scholz
Reise und Einkehr
Städte und Schlösser

Zweite Auflage

Preis je M. 10.—. In einem Bande gebunden M. 25.—

Tägliche Rundschau: „Nur ein Gemüt, das sich zu jeder Stunde am stets gegenwärtigen Überfluß der Welt zu sättigen weiß, konnte soviel Gedanken und Gefühl binden."

Hessisches evangel. Sonntagsblatt: „Wo diese Büchlein mit ihren Bildbeigaben Einkehr halten, werden sie gar manchem Herz und Seele erfrischen."

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha

Von Wilhelm von Scholz erschienen in Einzelausgaben

Dramen: Mein Fürst! Ein Akt / Der Besiegte. Sagendrama / Der Gast. Schauspiel in drei Aufzügen. 2. Auflage / Der Jude von Konstanz. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. Auflage / Vertauschte Seelen. Komödie. 2. Auflage / Drei Lustspiele nach dem Plautus, von Lenz, bearbeitet / Gefährliche Liebe. Schauspiel in fünf Aufzügen / Der Wettlauf mit dem Schatten. Schauspiel

Novellen: Die Beichte. Erzählungen. 1.–5. Tausend

Gedichte: Frühlingsfahrt / Hohenklingen. Eine Zeit in Bildern und Gestalten / Der Spiegel. 2. Auflage / Neue Gedichte / Minnesang. Freie Nachdichtung

Verschiedenes: Die unsichtbare Bibliothek / Deutsches Balladenbuch / Deutsche Dramaturgie / Gedanken zum Drama / Gedanken zum Drama. Neue Folge

Georg Müller Verlag München

Wilhelm Schäfer

Erzählende Schriften

in vier Bänden

Erster Band: Anekdoten und Novellen.

Zweiter Band: Rheinsagen * Die Halsbandgeschichte * Die Mißgeschickten * Die unterbrochene Rheinfahrt.

Dritter Band: Eine Chronik der Leidenschaft: Karl Stauffers Lebensgang.

Vierter Band: Lebenstag eines Menschenfreundes.

Erich Bockemühl: „Wilhelm Schäfer ist ein Eigener seines Werks, der seinen eigenen Dichterweg gegangen ist, wie jeder wirkliche Künster ihn gehen muß, der nicht Epigone und Etlektiker ist, der aber aus sich selbst allein die Welten schafft, seiner Seele Tat. Und was er nach einem halben Jahrhundert seines Lebens überspannt, ist ein Werk, das in die Zukunft weist, ein Werk vielfacher Beglückung und reicher, wunderbarer Schönheit voll."

Max Brod im Prager Tageblatt: „Die Bücher Wilhelm Schäfers lesen und empfehlen ist einfach eine Ehrenbezeigung, die man aus tiefem Herzen den Schönheiten der deutschen Sprache erweist."

Wilhelm Schmidtbonn im Berliner Tageblatt: „Es gibt keinen kunstvolleren Erzähler heute in Deutschland."

Deutsche Warte, Berlin: „Seine Darstellungen sind Meisterstücke deutscher Prosa, oft an den feinen durchsichtigen Stil erinnernd, durch den Moltke sich einen Platz unter dem klassischen deutschen Schrifttum gesichert hat."

Georg Müller Verlag München

Wilhelm Weigand

Die erzählenden Schriften

Wunnihun. Romanarabeske mit einer Vorgeschichte

Hanns Martin Elster in den „Propyläen“: „Mit jedem neuen Werk des Franken und Münchners Wilhelm Weigand heben sich die Umrisse seiner Persönlichkeit klarer und plastischer heraus. Diese Persönlichkeit kann nicht los von ihrem deutschen Blute! Dieses deutsche Blut lenkt alles Erleben und Gestalten, Wissen und Wollen hin zur Innerlichkeit. Er tritt aus seinem Wesen heraus hier neben Wilhelm Raabe, neben Gottfried Keller! Wir werden ihn als Dritten im Bunde gelten lassen müssen, ist nur erst einmal unsere Zeit reif genug, den vollen Gehalt der Weigandschen Bücher zu erfassen, den Sinn seiner Kunst zu verarbeiten.“

Frauenschuh. Drei Novellen und eine Widmung

Vossische Zeitung: „Einen reichen Kranz von Dichtungen hat Weigand gewunden, und wie wenn wir durch weite Gefilde sommerlicher Reife dahinschreiten, so ist es uns, folgen wir des Dichters Pfad. Denn ein Dichter ist er ganz und gar ...“

Weinland. Novellen aus Franken

Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung, Berlin: „Der Messiaszüchter‘, ‚Michael Schoenherrs Liebesfrühling‘ sind die Etappen dieses Weges, der wieder in die Heimat, nach Franken führt zur Abkonterfeiung ihrer Menschlein und Verherrlichung ihrer Schönheiten. Wieder und stärker noch als die ‚Frankenthaler‘ mit jenem reichen Humor und jener traumhaften Gemütsneigung, die bezaubert.“

Die Löffelstelze. Roman

Literarisches Zentralblatt: „Das Buch ist von einem Dichter geschrieben. Seltene Wortkunst und seelische Tiefe sind ihm eigen.“

Der Ring. Ein Novellenkreis

Preußische Jahrbücher: „... Er ist eine reife Seele, und seine Erlebnisse sind die von reifen Menschen, die durch den Schmerz zur Freude drangen. Er führt uns in eine eigene Welt mit reiner, klarer Luft und Sonnenglanz.“

Georg Müller Verlag München

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

177863 LG.
Author Scholz, Wilhelm von S3683
Title Gesammelte Werke. Vol.4[1] Schriften.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU